Albanien, laß zu dir den Blick mich tragen,
Du, wilder Männer trotz'ge Säugerin!
Das Kreuz versinkt, die Minarete ragen,
Bleich glänzt der Halbmond durch die Schluchten hin.
Lord Byron.

Unbekannter als irgend ein Land Europas, unbekannter als manche Strecke Afrikas ist bis zur Stunde das albanische Land. Ihren Grund dürfte diese Tatsache einzig und allein in der herrschenden Meinung von der Gefährlichkeit albanischer Fahrten haben. Die Berechtigung dieser Anschauung ist freilich neuerdings von Baron Nopcsa[1]) bestritten worden; und wer weiß, wie die gebildeten Europäer den sogenannten primitiven Völkern gegenüber aufzutreten pflegen, der wird dem österreichischen Forscher ohne weiteres zugeben, daß die Schuld an vielen der albanischen „Räubergeschichten" nicht der Einheimische, sondern der Fremde trägt. Doch hebt andererseits Jovan Cvijić — sicherlich ein Mann, der auf der Balkanhalbinsel zu wandern versteht — erst jetzt wieder hervor, daß er während all seiner vielen Reisen mit größeren Schwierigkeiten immer nur auf albanischer Erde zu kämpfen gehabt habe. Und wenn man etwa die Erfahrungen des Belgrader Gelehrten am Skutarisee oder die kürzlichen Erlebnisse der zum Studium der Donau—Adriabahn ausgesandten Ingenieure hört, so spricht das doch dafür, daß in der herrschenden Meinung über die Schwierigkeit albanischer Studienreisen ein berechtigter Kern steckt. Und Baron Nopcsas Vergleich einer albanischen Reise mit einem „abendlichen Spaziergang in den Vorstädten einiger europäischen Großstädte" dürfte jedenfalls etwas optimistisch gefärbt sein[2]).

So ist es vielleicht auch kein Zufall, wenn Johann Georg von Hahn, der Vater der modernen Erforschung Albaniens, ein Diplomat war, also ein Mann, der schon infolge seines Berufes auch den „wilden Männern" Albaniens als unverletzlich gelten mußte und jedenfalls ungestörter als ein anderer Sterblicher in diesem Lande forschen konnte. Von Hahns dem bekannten Freiherrn von Prokesch-Osten gewidmete „Albanesische Studien"[3]) sind noch heute für jeden unentbehrlich, der sich mit der Geographie, der Geschichte, der Archäologie, der Sprache oder der Volkskunde der Albanier beschäftigen will, mögen auch viele der Hypothesen des einstigen österreichischen Konsuls schon im Augenblicke ihrer Entstehung

[1]) Franz Baron Nopcsa: Das Katholische Nordalbanien, S. 3. Wien, Gerold & Co.

[2]) Vgl. auch zur Beurteilung albanischer Reisen: P. Träger: Mitteilungen und Funde aus Albanien. Zeitschrift für Ethnologie, Band 32, S. 50 f., und K. Steinmetz: Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens, S. 30 Anm. 1904. Wien und Leipzig, Hartleben.

[3]) Johann Georg von Hahn: Albanesische Studien. 1854. Jena, Mauke.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verfehlt gewesen sein. Hahn scheint gewissermaßen vorbildlich auf seine in Albanien amtierenden Zunftgenossen gewirkt zu haben; in wenigen Ländern wohl dürften sich die Konsuln in dem Maße literarisch betätigen wie hier. Es sei nur auf die Namen Hecquard[1]), Degrand[2]), Pisko und vor allem auf Ippen hingewiesen. An Universalität und Tiefe der Forschung freilich dürfte Hahn keiner seiner Nachfolger erreicht haben. Zu den Werken allgemeinen Inhalts muß man auch Gopčevićs zum Teil auf Autopsie beruhendes „Oberalbanien und seine Liga"[3]) rechnen. Trotz Gustav Meyer[4]), der das Werk nicht gerade ungünstig zu beurteilen scheint, dürfte es bei der ganzen Arbeitsweise dieses windigen montenegrinischen Journalisten und Militärschriftstellers nur sehr bedingten Wert haben[5]). Noch mehr gilt dies z. T. für die neuere, von italienischer Seite ausgehende, in der Hauptsache durch politische Gründe veranlaßte zusammenfassende Literatur über Albanien[6]).

Wenden wir uns von den Schriften allgemeinen Inhalts den Spezialarbeiten zu, so steht hier obenan der Name des ausgezeichneten Belgrader Gelehrten Jovan Cvijić. Mit Fug und Recht hat ihn Theobald Fischer als „den Geographen der Südosthalbinsel" schlechthin bezeichnet. So ist es umsomehr zu bedauern, daß ein Teil von Cvijićs Arbeiten in serbischer Sprache erschienen ist und daher für die meisten unzugänglich sein dürfte. Cvijićs Studien sind in erster Linie morphologische; doch hat er auch unsere anthropogeographischen und ethnographischen Kenntnisse der Balkanhalbinsel ungemein vertieft. Freilich ist Albanien bei seinen Reisen bisher nur stiefmütterlich weggekommen. Sein Hauptinteresse nahm — abgesehen von seinem Heimatlande — Makedonien und Altserbien in Anspruch. Was er über Nordalbanien bringt, ist gewissermaßen nur das, was er am Wege fand. Das Gleiche gilt für Südalbanien leider von den Arbeiten des ausgezeichneten Geographen der Ägäis, von Alfred Philippson. Auch für ihn stand auf seinen Reisen das türkische Epiros nur in zweiter Linie. Von sonstigen Forschern auf morphologisch-geographischem Gebiet sind vor allem der schon erwähnte österreichische Geologe Baron Nopcsa, weiterhin sein Landsmann Vetters, der Kölner Geograph Hassert und der Utrechter Morphologe Oestreich zu nennen. Ihre Untersuchungen beziehen sich sämtlich auf Nordalbanien. Das Gleiche gilt von des österreichischen Generalkonsuls Ippen trefflichen Arbeiten, durch die unsere topographischen, archäologischen und volkskundlichen Kenntnisse des Gegenlandes ungemein gefördert sind. In ähnlicher Richtung bewegen sich auch die verschiedenen Arbeiten des österreichischen Ingenieurs Steinmetz. Für den südlichen Teil des Landes sind vor allem noch die pflanzengeographisch wertvollen Reisen des Italieners Antonio Baldacci hervorzuheben.

Reicher als die eigentlich geographische Literatur fließt die linguistische[7]), obwohl

---

[1]) Hyacinthe Hecquard: Histoire et Description de la Haute Albanie ou Guégarie. Paris, Bertrand.

[2]) A. Degrand: Souvenirs de la Haute-Albanie. 1901. Paris, Welter.

[3]) Spiridion Gopčević: Oberalbanien und seine Liga. 1881. Leipzig, Duncker & Humblot.

[4]) Gustav Meyer: Albanesische Studien I. Sitzungsberichte d. Phil.-Hist. Klasse der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften, Band 104. 1883. Wien.

[5]) Vgl. über ihn die Beurteilung des österreichischen Generalstäblers Schön in Streffleurs „Militärischer Zeitschrift", Jahrg. 50, Band 1. 1909. Wien. S. 285.

[6]) Vgl. z. B. Mitteilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien, Band 50, S. 424 ff.

[7]) Sie findet sich aufgezählt in G. Meyer: Albanesische Studien I und II. Sitzungsberichte d. Phil.-Hist. Klasse d. K. K. Akademie der Wissenschaften, Band 104 und 107, 1883 und 1884, Wien, sowie in dessen Etymologischem Wörterbuch der Albanesischen Sprache, 1891, Straßburg, Trübner.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Albanien auch hier ein Stiefkind der Forschung ist. Die weitaus größten Verdienste um die Sprache der Albanier hat sich, ohne daß wir damit Miklosichs Verdienste schmälern wollen, der einstige Grazer Professor Gustav Meyer erworben. In einer ganzen Reihe von Studien, die zum Teil in den Abhandlungen der Wiener Akademie erschienen sind, hat er die Stellung des Albanischen im Kreise der indogermanischen Sprachen festzulegen und die Kenntnis seiner Dialekte zu vermehren gesucht. Von zusammenfassenden Werken verdanken wir ihm ein ausgezeichnetes etymologisches Lexikon des Albanischen und eine kleine Grammatik[1]). Berücksichtigt das letztere Büchlein hauptsächlich das Südalbanische, so behandelt die Grammatik Piskos[2]), des früheren österreichischen Konsuls in Skutari, die Sprache der Gegen. Im Gegensatz zu der Meyerschen ist sie sehr praktisch angelegt. Doch genügt sie auch allen wissenschaftlichen Ansprüchen. Dafür bürgt schon der Umstand, daß sie von Gustav Meyer im Manuskript durchgesehen wurde. Ganz neuerdings schrieb Pekmezi[3]) vom wissenschaftlichen Standpunkt aus eine Laut- und Formenlehre des Albanischen.

* * *

Im folgenden möchte ich nun versuchen, in einem kurzen Überblick zu zeigen, inwieweit die Forschung der letzten Jahrzehnte unsere Kenntnis Albaniens nach den verschiedensten Richtungen hin bereichert hat. Dabei wird also die Kenntnis der Werke Boués, von Hahns, überhaupt der älteren Literatur gewissermaßen als bekannt vorausgesetzt. Ich beginne mit der Morphologie. Bevor ich jedoch auf diese eingehe, möchte ich noch ein Wort vorausschicken über die geographische Ausdehnung des Begriffes „Albanien", da dieser ja keineswegs ein offizieller, festbegrenzter ist.

Ich möchte dabei ausgehen von einem Aufsatze, den vor einem Vierteljahrhundert der einstige griechische Generalkonsul in Skutari, Epaminondas Maorommatis in der griechischen Zeitung „Akropolis"schrieb[4]). Hier macht er darauf aufmerksam, daß man das Wort Albanien in zwiefachem Sinne gebrauchen könne, im geographischen und in einem weiteren, im ethnographischen. Das ethnographische Albanien gliedert sich dem griechischen Autor in fünf Teile, von denen drei fast ausschließlich von Albaniern bewohnt werden, während diese in den beiden anderen wohl noch zahlreich, aber doch den anderen dortigen Volksbestandteilen gegenüber in der Minderheit sind. Der erste jener fünf Abschnitte ist das an das Königreich Hellas angrenzende, bis zum Skumbi reichende Südalbanien. Den zweiten Abschnitt bildet das mittlere Albanien zwischen Skumbi und Mat; ostwärts begreift es auch die Bezirke von Elbassan und Dibra. Der dritte Abschnitt ist das obere Albanien, das Land zwischen Mat und Montenegro. Zu diesen dreien gesellt sich als vierter das nordöstliche Albanien, welches, weit nach Osten ausgreifend, unter anderem die Bezirke von Kalkandele, Uesküb, Prisren, Djakova, Pristina, Ipek, Mitrowitza, Nowibasar umfaßt. Den fünften Teil endlich nennt Maorommatis das westliche Makedonien. Es umfaßt unter anderem die östlich und südlich vom Prespa- und Ochrida-See gelegenen Gebiete von Koritza, Kolonia, Kastoria, Florina, Ochrida, Prilep und Monastir[5]).

---

[1]) Gustav Meyer: Kurzgefaßte Albanesische Grammatik. 1888. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

[2]) Julius Pisko: Kurzgefaßtes Handbuch der nordalbanesischen Sprache. 1896. Wien, Hölder.

[3]) Pekmezi: Grammatik der albanesischen Sprache. 1908. Wien, Gerold.

[4]) Aristides Roukis: Ethnographische und statistische Mitteilungen über Albanien. Petermanns Mitteilungen, Band 30. 1884. Gotha, Perthes.

[5]) Auch dieses ethnographische „Albanien" erschöpft übrigens die Wohnsitze der Albanier nicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von diesem „ethnographischen Albanien", das also zum großen Teil nach Makedonien hineinfällt, scheidet der griechische Generalkonsul das „geographische". Dieses umfaßt ihm nur die drei ersten Teile des andern. Wie ein Blick auf die Karte lehrt, deckt es sich nicht mit dem Umfang der beiden osmanischen Provinzen Jania und Schkodra. Jenes ist größer, da es ja die westöstliche Einschnürung der Provinz Schkodra nicht mitmacht, sondern die zur Provinz Monastir gehörigen Sandschaks von Elbassan und Dibra mit in sich hineinzieht. Diesem „geographischen Albanien" des griechischen Generalkonsuls darf man nun nachrühmen, daß es in der Tat ein geographischer Begriff ist. Daß im Süden, Westen und Norden das „geographische Albanien" seine natürlichen Grenzen hat, ist ohne weiteres einleuchtend. Im Süden bietet der Golf von Arta, der Sinus Ambracicus der Alten, eine physische und übrigens auch politische Grenze. Im Osten haben wir die natürliche Grenze des Ionischen und Adriatischen Meeres, im Norden aber jenen weiter unten zu besprechenden Graben, dessen mittlerer Teil das Becken von Skutari ist. Schwierig liegt die Sache nur im Osten; für dessen südlichen Abschnitt hat Philippson[1]) als Grenze den Westrand jener Flyschzone vorgeschlagen, die, zum Pindus gehörig, am Artaflusse entlangzieht. Diese aus tektonischen Gründen statuierte Grenze deckt sich sehr schön auch mit der von der Geschichte zwischen dem Osmanen- und dem Hellenenreiche geschaffenen. Weiter nordwärts aber bietet sich eine tektonische Grenze in einer Anzahl von Gräben, in denen die Seen von Kastoria, Korydscha und Ochrida liegen und in deren Verlängerung das Becken von Dibra und der schwarze Drin dahinzieht. Ostwärts dieser Grenze dehnt sich nämlich bis zum Wardar die „Westmakedonische Zone" Cvijićs[2]) aus; westwärts von ihr haben wir eine Reihe jugendlicher Gebirge, von einer Faltenbewegung geschaffen, die von der alten Rhodopemasse ausgegangen und allmählich immer mehr nach Westen vorgerückt ist. Man sieht leicht, daß mit dieser tektonischen Grabengrenze Cvijićs sich im wesentlichen auch Maorommatis' Ostgrenze des geographischen Albaniens deckt. Man darf also in der Tat dieses Albanien als ein abgeschlossenes Gebiet betrachten. Wir berücksichtigen jedoch im folgenden nur in der Regel den Hauptteil dieses Gebietes, die Provinzen Schkodra und Jania.

Morphologie.

Das albanische Land gehört zu dem westlichen Teile der südosteuropäischen Halbinsel, zu dem illyrisch (dinarisch-) griechischen Faltenlande, das im scharfen Gegensatz steht zu dem größeren — Makedonien, Serbien, Thrakien umfassenden — östlichen Abschnitte der Halbinsel, dem rumelischen Schollenlande Theobald Fischers, der Rhodopemasse Jovan Cvijićs.

Jener westliche Abschnitt wurde im Jahre 1901 durch eine Arbeit des ebengenannten serbischen Forschers in ein neues Licht gerückt; damals zeigte dieser in einer Abhandlung

---

In großen Massen finden sich Tosken ja in Griechenland, Süditalien und Sizilien, um von den paar gegischen Siedlungen auf montenegrinischem und österreichischem Boden zu schweigen. Vgl. Franz Miklosich: Albanische Forschungen I. Denkschriften der Phil.-Hist. Klasse d. Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Band 19. 1870. Wien.

[1]) Alfred Philippson: Reisen und Forschungen in Nord-Griechenland. III. Teil. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Band 31. 1896. Berlin, Kühl.

[2]) J. Cvijić: Die tektonischen Vorgänge in der Rhodopemasse. Sitzungsberichte d. Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften, Math.-Nat. Klasse. Band 110, Abt. I. 1901. Wien.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Wiener Akademie[1]), daß die herrschende Auffassung jenes westlichen Faltenlandes als eines von der NW—SO-Richtung beherrschten, zusammenhängenden Gebirgssystems nicht zu halten sei. Nach Cvijić setzen sich die dinarischen Ketten keineswegs in den albanischen fort, sie finden vielmehr in der Gegend des Skutarisees ihr Ende, und dieses Ende ist ein sehr merkwürdiges: die Ketten biegen hier unter völliger Aufgabe ihrer bisherigen Leitlinie nach Nordosten um und enden so in einem Nordost-Südwest verlaufenden Gebirgszuge, ihrem höchsten Teile übrigens, der Prokletije. Im Süden dieses Gebietes — und das ist eine weitere Entdeckung Cvijićs — dehnt sich ein großes Senkungsfeld, ein sogenannter Graben, aus. Zwei oder richtiger drei Teile lassen sich in ihm unterscheiden, das Becken von Metochija, die Ebene von Skutari und als dritter das bei Medua gelegene Meeresbecken, welches zugleich die tiefste Stelle der ganzen Adria umfaßt. Erst im Süden dieses Grabens beginnen dann die albanischen Ketten, deren Leitlinie, abgesehen von drei Stellen, die Nordsüdrichtung ist. Von jenen drei Ausnahmen ist die interessanteste die nördlichste: Was die dinarischen Ketten im Norden des großen Grabens aufweisen — jene eigentümliche Umbiegung nach Nordosten — das zeigen die albanischen in seinem Süden. Auch sie biegen nordostwärts um. So bildet also der Norden der albanischen Ketten ein ausgezeichnetes Gegenstück zu dem Süden der dinarischen Züge. Hier wie dort wenden sich die Ketten nach Osten und schließen sich dabei eng zusammen, sie „scharen" sich.

Cvijić hat seine neue Lehre von der dinarisch-albanesischen Scharung, die also vier selbständige Faltengebirge[2]) auf der Balkanhalbinsel annimmt, auch petrographisch zu stützen gesucht. Er hat auf den großen Unterschied hingewiesen, den die beiden Gebirge in ihrem Kalkvorkommen zeigen. Dort in den dinarischen Ketten ein gewaltiger Kalkreichtum, wie in keinem anderen europäischen Gebirge und dementsprechend eine ganz ungeheure Entwickelung des Karstphänomens; hier in dem albanisch-griechischen System ein auffallendes Zurücktreten jenes Gesteins und im Einklang damit ein verschwindendes Auftreten der Karsterscheinungen.

Gegen diese Inanspruchnahme des petrographischen Moments hat sich Philippson[3]) gewandt. Er bestreitet die Kalkarmut der albanisch-griechischen Gebirge. Aber auch sonst scheint er mit der Auflösung des einen alten Gebirgssystems in zwei neue nicht einverstanden zu sein, zumal jenes östliche Umbiegen der dinarischen Züge auch gerade eine Eigentümlichkeit der griechischen Ketten ist und ferner auch südlich der großen Scharung, an der Küste der Adria entlang, in dinarischer Richtung noch Ketten ziehen, die sehr wohl geeignet seien, dinarische und albanische Züge miteinander zu „verkitten".

Ähnlicher Ansicht scheint auch der österreichische Geologe Vetters[4]) zu sein, der auf Grund seiner Beobachtungen jenem nordöstlichen Streichen nur eine sehr lokale Bedeutung zumißt. Abgelehnt wird Cvijićs Hypothese auch von Baron Nopcsa[5]). Nach ihm gilt für

---

[1]) J. Cvijić: Die dinarisch-albanesische Scharung. Sitzungsberichte d. Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften. Math.-Nat. Klasse. Band 110, Abt. I. 1901. Wien.

[2]) Die transsylvanischen Alpen, den Balkan, die dinarischen und die albanisch-griechischen Züge.

[3]) Alfred Philippson: Neuere Forschungen in der westlichen Balkanhalbinsel. Geographische Zeitschrift. Band 9. 1903. Leipzig, Teubner.

[4]) Vetters: Beiträge zur geologischen Kenntnis des nördlichen Albaniens. Denkschriften der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften, Math.-Nat. Klasse. Band 80. 1907. Wien.

[5]) Franz Baron Nopcsa: Zur Geologie von Nordalbanien. Jahrbuch der K. Geolog. Reichsanstalt, Band 55. 1905. Wien, Lechner, und in desselben Verfassers „Das Katholische Nordalbanien" S. 55.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Albaniens Tektonik noch immer das „Ignoramus", und ein unbefangener Beobachter könne, so entgegenkommend er auch sein mag, auch nur dieses Wort von des serbischen Meisters neuer Lehre sagen. Eduard Suess aber schreibt in dem kürzlich erschienenen letzten Halbbande seines berühmten Lebenswerkes: „Es muß festgehalten werden, daß keine natürliche Grenze vorhanden ist zwischen den Dinariden Griechenlands, Albaniens, Dalmatiens, Süd-Tirols und der Lombardei."[1]) Cvijić selbst hat allen Einwürfen zum Trotze in seinem neuesten großen Werke[2]) an der dinarisch-albanesischen Scharung und der Lehre von den vier großen Faltensystemen der Balkanhalbinsel festgehalten.

* * *

Zu den strittigen, in letzter Zeit behandelten Fragen morphologischer Art gehört auch das Problem der Entstehung des Skutarisees, des interessantesten Sees Europas, wie ihn Hassert genannt hat, jenes gewaltigen nordalbanischen Beckens, das für gewöhnlich etwa 350 qkm umfaßt. In seiner klassischen Darstellung der südeuropäischen Halbinseln hat Theobald Fischer in ihm einen Reliktensee vermutet, also einen durch Abdämmung abgetrennten Teil der Adria. Demgegenüber hat Hassert den See als ein Karstpolje, als ein durch Erosion an einer tektonisch günstigen Stelle im Kalk entstandenes Tal, gedeutet. Dazu veranlaßte ihn vor allem der Anblick der den See bzw. die zu ihm gehörige große Ebene überall umrandenden Kalkberge. Nach dem Kölner Geographen befindet sich jetzt der See in dem dritten Stadium seiner Entwickelung. Das erste war die Bildung des Sees in einem ausgedehnten Polje. Dadurch, daß die Gebirgsumrandung durch die Erosion an zwei Stellen — dem Bojana- und dem Kiriaustritt — zerstört ward, wurde der See zur Verbindung zwischen der im Norden einmündenden Moraca bzw. Rejaca und der nunmehr im Süden austretenden Bojana, die die Wogen des Sees zur Adria entführte. Der See mußte in diesem zweiten Stadium zusammenschrumpfen, er war gewissermaßen zum Fluß geworden. Doch gab es auch in dieser zweiten Periode, namentlich in der Regenzeit, immer seeartige Wasserbecken im Bereiche der großen nordalbanischen Ebene. Durch eine Laufänderung des Drins, der mit seinen Sedimenten den Wasserablauf von neuem hinderte, entstand um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts — und das ist das dritte Stadium — der See in seinem heutigen Umfange.

Die Auffassung des Sees als ein Karstpolje wird auch von Cvijić, unserer größten Autorität auf dem Gebiete der Karsterscheinungen, auf Grund genauer, von ihm vorgenommener Messungen vollkommen geteilt. Nach ihm hat sich der See erst in sehr später Zeit im Diluvium gebildet, da jungtertiäre (neogene) Süßwasserablagerungen völlig fehlen. Damals ist das Polje durch Senkung in den Bereich des Grundwassers geraten und so zum See geworden. Die Senkung ist so tief, daß die Sohle des Sees auch an ihrer höchsten Stelle unter dem Meeresspiegel liegt und sich nur die Oberfläche des Beckens über dem Meere erhebt. Der See ist daher als eine Kryptodepression zu bezeichnen, als eine Depression also, die — im Gegensatze zu den echten — sich nur mit ihrer Sohle unter dem Meeresspiegel befindet. Der Skutarisee ist, nebenbei bemerkt, nicht die einzige Kryptodepression. Es gibt deren — ganz abgesehen von den Regionen ehemaliger Vereisung — im Bereiche des Adriagebietes eine ganze Reihe,

---

[1]) Eduard Suess: Das Antlitz der Erde. Band III, 2. 1909. Wien-Leipzig, Tempsky und Freytag. S. 168.

[2]) J. Cvijić: Grundlinien der Geographie und Geologie von Makedonien und Altserbien. Ergänzungsheft 162 zu Petermanns Mitteilungen. 1908. Gotha, Perthes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie Cvijić gezeigt hat[1]). Sie sind sämtlich dadurch entstanden, daß longitudinale Täler durch Senkung unter den Meeresspiegel geraten sind. Der Senkungsvorgang dauert nach Cvijić auch gegenwärtig fort.

Gegen die Cvijićsche Auffassung des Sees als eines überschwemmten Karstpoljes jugendlicher Entstehung hat sich wiederum Vetters[2]) gewandt. Aus den von ihm gefundenen marinen Ablagerungen folgert er, daß das Becken mit dem offenen Meere ursprünglich in Verbindung gestanden habe. Er ist also zu der alten Reliktensee-Deutung zurückgekehrt[3]). Nach ihm war das Gebiet bereits im Pliocän vom Meere überflutet. Dagegen stimmt Vetters der Cvijićschen Annahme eines gegenwärtig sich vollziehenden Senkungsvorganges zu. Dafür sprechen nach ihm vor allem die albanischen Erdbeben; dann aber auch der Umstand, daß der Bazar von Skutari während eines großen Teiles des Jahres überschwemmt ist. Wäre dieses Verhältnis schon damals gewesen, als man an die Gründung des Bazars ging, so hätte man diesen sicherlich anders angelegt.

* * *

Diese Senkungserscheinungen sind eines der Charakteristika des nördlichen Teiles der Küste unseres Gebietes, des Gestades bis zum Bereiche der großen Scharung. Zu ihren weiteren Eigentümlichkeiten gehört der Aufbau aus Kalk. Da sich dieser chemisch auflöst, die Schuttanhäufung also verhindert, so bleibt dieser Teil der Küste — Cvijić nennt ihn den dinarischen Typ — frei von Sedimenten, zumal die Ströme hier fehlen, die ihre Ablagerungen sonst hier anhäufen würden. Diesen Vorzügen der inselreichen Küste steht der Nachteil gegenüber, daß ihr entlang eine Reihe paralleler Kämme zieht, die die Verbindung zwischen Strand und Hinterland im höchsten Grade erschweren.

Im Gegensatz zu dieser nackten, steilen Felsküste ist der zweite Abschnitt des albanischen Gestades, die Strecke von Alessio bis Valona — der albanische Küstentyp Cvijićs — aus weichem Gestein aufgebaut. Da er außerdem reich an Flüssen ist und diese die weichen Massen in Menge ins Meer führen, so geben sie die Veranlassung zur Entstehung von Dünen, Haffen und ähnlichen Gebilden. Dazu gesellt sich nach Cvijić hier eine negative Strandverschiebung, ein Sinken des Meeres. Die Berechtigung dieser letzten Annahme hat Philippson[4]) bestritten. Nach ihm ist die Küste eine durch die Anschwemmung der großen Flüsse ausgeglichene Ingressionsküste, so daß also hier ein vom Meer überflutetes Festland vorläge.

Mit Valona beginnt dann der dritte Typ der albanischen Küste, der griechische. Er ähnelt dem dinarischen. Nur die großen Buchten, Grabenversenkungen ihrer Entstehung nach, unterscheiden ihn von jenem. Er stellt, mit einem Ratzelschen Worte, eine aus Längs- und Querküsten zusammengesetzte Steilküste dar.

Das Klima.

Eine Darstellung des Klimas Albaniens hält Baron Nopcsa zurzeit für eine unmögliche Aufgabe. Gewiß mit Recht. Wenn er aber seiner Anschauung die Worte hinzusetzt „da

---

[1]) J. Cvijić: Les crypto-dépressions de l'Europe. La Géographie. Tome V. 1902. Paris, Masson et Cie.

[2]) Vetters a. a. O. S. 203 f.

[3]) Vetters scheint auch Hassert zu den Anhängern der Reliktenseeauffassung des Skutaribeckens zu rechnen. Damit stehen aber doch dessen Ausführungen durchaus im Widerspruch. Vgl. Globus, Band 62, a. a. O. S. 12 sowie Petermanns Ergänzungsheft Nr. 115, S. 126 und 128.

[4]) a. a. O. S. 156.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

abgesehen von der Küste, bisher nirgends Originalbetrachtungen angestellt wurden"[1]), so dürfte diese Bemerkung des österreichischen Geologen nicht ganz zutreffen. Für das Gebiet von Janina liegen tatsächlich meteorologische Beobachtungen vor[2]). Außer über diesen Binnenort haben wir Messungen nur für die drei Küstenplätze Skutari, Durazzo und Valona. Über die letzten beiden besitzen wir eine Arbeit von J. Partsch[3]). Die Angaben über Skutari entnehme ich Hanns bekanntem Handbuch der Klimatologie, dessen Quelle hier mir nicht zugänglich ist. Mit diesen wenigen Zahlen ist es — darin hat Baron Nopcsa vollständig recht — natürlich unmöglich, eine Beschreibung des albanischen Klimas zu geben. Wir begnügen uns daher mit der Anführung zweier Tabellen und lassen ihnen einige Einzelheiten folgen.

Zunächst eine Temperaturtabelle (Cels.):

	N. B.	Ö. L.	Seehöhe	Januar	April	Juli	Oktober	Jahr
Skutari:	42° 3′	19° 30′	10 m	4,4	14,1	26,1	17,2	15,2
Durazzo:	41° 19′	19° 28′	7 m	7,8	14,4	24,7	17,0	15,7
Valona:	40° 27′	19° 30′	10 m	9,1	15,1	25,3	18,2	16,9
Janina:	39° 47′	20° 55′	486 m	3,8	13,2	23,7	16,0	14,2

Die größte Temperaturdifferenz betrug bei Valona 36,7; das Maximum war hier 35,3, das Minimum —1,4. Bei Janina war jene bedeutend größer, nämlich 43,9; das Maximum war hier 35,9, das Minimum —8,0. Die Sommerhitze dauert hier in Janina von der Mitte des Juli bis in den September. Wie Stuart[4]) erzählt, wird sie durch die fortschreitende Entwaldung der Berge ständig vergrößert, ebenso wie sich aus demselben Grunde die Winterkälte steigert.

Wir reihen daran eine Übersicht über die Regenmengen und setzen jedesmal die Zahl der Regentage in Klammern darunter:

	N. B.	Ö. L.	Seehöhe	Januar	April	Juli	Oktober	Jahr
Durazzo:	41° 19′	19° 28′	7 m	75 mm	57 mm	14 mm	181 mm	1093 mm
				(10,4)	(9)	(2,2)	(10,2)	(97,2)
Valona:	40° 27′	19° 30′	10 m	119 mm	55 mm	14 mm	142 mm	1072 mm
				(8,6)	(5,2)	(1,0)	(6,5)	(74)
Janina:	39° 47′	20° 55′	486 m	140 mm	72 mm	38 mm	175 mm	1261 mm
				(10,9)	(13,5)	(8,8)	(11,2)	(136,9)

Die Niederschlagsverhältnisse zeigen also deutlich den Mittelmeercharakter. Dabei ist der Gegensatz zwischen Küste und Innerem wohl erkennbar. Während das Klima Valonas im Juli nur einen, das Durazzos nur zwei Regentage zeigt, weist Janina in allen Monaten namhafte Regenmengen auf. Die Anzahl der Regentage ist etwa 120. Rechnet man jedoch

---

[1]) Mitteilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft zu Wien. Band 50. S. 425. 1907. Wien, Lechner.

[2]) A. Schläffli: Versuch einer Klimatologie des Tales von Janina. Neue Denkschriften der schweizerischen Gesellschaft für Naturwissenschaften. Band 19. 1862. Zürich, Zürcher u. Furrer; und dazu Bösser in August Mommsen: Griechische Jahreszeiten. Band 4. 1876. Schleswig, Bergas; sowie Jelineks und Hanns Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie. Band 11. S. 316—318. 1876. Wien, Braumüller.

[3]) J. Partsch: Beiträge zur Klimatologie der Griechischen Halbinsel in Hanns Zeitschrift. Band 19 S. 227. 1884. Wien, Braumüller.

[4]) s. Bösser a. a. O. S. 395 Anm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Tage hinzu, wo es sich um bloßes Tröpfeln handelt, so sind es sogar 137. Man kann bei diesem Janinaregen von zwei Maxima sprechen, einem herbstlich-winterlichen und einem lenzlichen. Dagegen ist der Schneefall hier eine seltene Erscheinung; etwa an sechs Tagen des Jahres darf man auf ihn rechnen, wie denn auch der See von Janina nur sehr selten im Laufe der Jahrhunderte gefroren gewesen ist. Die hervorragendste Eigenschaft jedoch des janiotischen Klimas ist der Donner und Blitz. Sind wir doch hier im Bereiche Dodonas, der alten Orakelstätte des blitzeschwingenden Zeus. „Um Plätze zu finden, die gewitterreicher sind als Janina", sagt Bösser, „muß man die Grenze unseres Erdteils überschreiten und tropische Gegenden aufsuchen." Verhältnismäßig arm an Gewittern sind Januar, Februar und März, während sie im April schon häufig werden. Die Sommergewitter sind von kurzer Dauer und werden nicht vom Regen begleitet. Die Gewitter des Spätherbstes und des Winters hingegen weisen eine längere Dauer und starken Regenfall auf.

Von Winden wäre die Bora zu nennen, jener durch ein Minimum auf der Adria veranlaßte gewaltige Fallwind. Er tritt auch noch an der albanischen Küste auf, jedoch keineswegs mit der Heftigkeit, mit welcher er an der norddalmatinischen Küste wütet. Hält die Bora an, so stellen sich wohl auch hier an der Küste einmal Schneefälle ein[1]). Von lokalen Winden erwähnt Hassert noch einen Wechsel zwischen Tag- und Nachtwind auf dem Skutarisee[2]). Jener ist ein Südostwind, ist also für die günstig, die von Skutari kommen; dieser ist ein Nordwestwind, ist also denen angenehm, die Skutari zustreben.

Die Pflanzenwelt.

Die botanischen Verhältnisse unseres Gebietes sind vor wenigen Jahren durch eine Arbeit des Wiener Pflanzengeographen Adamović[3]) neu beleuchtet worden. Seine ausgedehnte Studie ist vor allem methodisch interessant. Adamović lehnt es nämlich ab, auf Grund des Vorkommens gewisser einzelner Faktoren — etwa des Ölbaumes — Vegetationsgebiete abzugrenzen. Er verlangt vielmehr die Durchprüfung der gesamten Vegetation eines Gebietes, sozusagen in ihrer Totalität[4]). Das praktische Ergebnis der Betrachtungen Adamovićs ist vor allem, daß der Bereich der Mediterranflora auf der Balkanhalbinsel und also auch in Albanien ein bedeutend weiterer ist, als man bisher angenommen hat. Vor allem gehört die Berg- und Gebirgsflora zum größten Teile der Mediterranflora an, während die Botaniker sie bisher dem mitteleuropäischen Vegetationsgebiete zurechneten. Und zwar ist sie nach Adamović deshalb als mediterran zu betrachten, weil einmal die wichtigsten mitteleuropäischen Leitpflanzen hier verschwinden, die noch vorkommenden aber eine weit größere Amplitude des Höhengürtels zeigen als in Mitteleuropa[5]) und weil schließlich in den zum Mediterrangebiet zu rechnenden Bergländern der Balkanhalbinsel Pflanzen auftreten, die sich in den

---

[1]) Hassert: Beiträge zur Physischen Geographie von Montenegro. Ergänzungsheft Nr. 115 in Petermanns Mitteilungen, S. 144. 1895. Gotha, Perthes.

[2]) Hassert a. a. O. S. 142.

[3]) L. Adamović: Die pflanzengeographische Stellung und Gliederung der Balkanhalbinsel. Denkschriften der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften, Math.-Nat. Klasse. Band 80. 1907. Wien.

[4]) Für die einzelnen hier in Betracht kommenden Punkte vgl. Adamović S. 409 f.

[5]) So finden sich Pflanzen, die in Mitteleuropa nur als Talpflanzen auftreten, hier selbst in der alpinen Region.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entsprechenden Höhenregionen Mitteleuropas nicht finden, wohl aber in ganz analoger Weise in den Bergländern des übrigen Mittelmeergebietes.

Danach fällt denn auch dem mitteleuropäischen Gebiete nur ein minimaler Teil Albaniens zu. Es handelt sich da eigentlich nur um das nordöstlichste Nordalbanien, um die Prokletije, um ein Gebiet, welches in der Hauptsache gar nicht mehr zu unserm Wilajet Schkodra gehört. Weit größer als bei Adamović erscheint das mitteleuropäische Gebiet Albaniens in der vor einigen Jahren erschienenen Darstellung „Die Vegetation der Illyrischen Länder“[1]). Wohl hat ihr Verfasser Günther von Beck die Zahl der von ihm bei der Abgrenzung der einzelnen Regionen gewählten Leitpflanzen im Vergleich zu seinen Vorgängern stark vermehrt, aber die Adamovićsche Auffassung des Begriffes „Mediterran“ findet sich bei ihm nicht, und so begreifen sich die großen Unterschiede in den Konstruktionen der beiden Gelehrten. Insbesondere erklären sie sich durch die von Becksche Aufstellung einer mitteleuropäischen „Albanesischen Karstregion“, deren Pflanzen nach Adamović zum größten Teile mediterran sind.

In dem Mediterrangebiet Albaniens unterscheidet Adamović zunächst drei Regionen, die in der Tiefe am Meere beginnen und 600 m nicht übersteigen. Da ist zunächst die „Immergrüne Region“. Sie findet sich, gekennzeichnet durch Macchien, immergrüne Wälder, Haine von Agaven und durch die Kultur der Olive, im ganzen Westalbanien vom Golf von Valona bis zu dem von Arta.

Stellenweise zwischen diese Region versprengt, an den Mündungen der Flüsse, sowie an den Ufern der Seen erscheint eine andere. Adamović nennt sie „die des Tieflandes oder die der Lagunen“. Am Kalamas, an den Mündungen der Flüsse Bojana, Skumb, Semeni und Vjossa tritt sie uns entgegen, vor allem auch an den beiden Seen von Janina und Skutari. Die Vegetation ist im einzelnen hier freilich sehr verschieden, je nach der Art der Wasserbildung. Unfern der Ufer der Adria, schon außerhalb des Bereiches der Flut, entwickelt sich eine eigentümliche Dünenvegetation, insbesondere Medicago marina, Eryngium maritimum, Echinophora spinosa und ähnliche. In den Lagunen dagegen, an der Adriaküste, treten vor allem Salicorniaarten auf. Wieder anders ist die Vegetation da, wo Flüsse, wie Bojana, Drin, Mat trägen Laufes dahinfließen, von den Fluten des eindringenden Meeres aufgestaut werden und die so entstandenen Wassermassen nunmehr gemeinsam das Land überschwemmen. Auf diesen, Mensch und Tier besonders wegen ihrer Fieberdünste gefährlichen Salz- oder Brakwassersümpfen gedeihen vor allem gewisse Juncusarten. Ganz anders ist wieder die Pflanzenwelt der Süßwasserseen. Die großen Blätter von Nymphaea alba und von Nuphar luteum schwimmen auf ihnen; dazwischen erblickt man die weißen und gelben Seerosen. Vor allem der Skutari- und der Janinasee bieten Beispiele für die letzte Vegetationsform.

Im Hintergrunde dieser beiden Zonen, der immergrünen und der Lagunenregion, erhebt sich als dritte „die Mischlaubregion“. Bis 600 m steigt sie in die Höhe. Sie ist — wir können natürlich auf ihre Pflanzen im einzelnen nicht eingehen[2]) — in erster Linie ein Land der Eichen. Vor allem spielt hier die makedonische Eiche mit ihren immergrünen ilexartigen Blättern eine große Rolle. Die Berge in der Umgegend des Skutarisees sind voll von diesen

---

[1]) Günther Ritter Beck von Mannagetta: Die Vegetationsverhältnisse der Illyrischen Länder. Band IV. von Engler und Drude: Die Vegetation der Erde. 1903. Leipzig, Engelmann.

[2]) s. Adamović a. a. O. S. 423 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beständen, und ebenso ist sie zahlreich im Innern Albaniens vertreten. Wo sie auftritt, findet sich häufig mit ihr verbunden Buxus sempervirens und Quercus coccifera. Auch der Wein hat hier seine Stätte.

Zwischen 600 und 1400 m Höhe dehnt sich im westlichen Albanien Adamovićs vierte Region, die submontane, aus. Die sogenannte Schibljakformation, insbesondere Syringa, Rhus, Cotinus, Crataegusarten erfüllen sie. Weiter spielen hier Laubwälder eine große Rolle, denen jedoch die immergrünen Elemente fast ganz abgehen. Ebenso vermißt man hier die Kulturen der anderen Regionen: Ölbaum und Wein, dagegen werden allerlei Getreidearten, Hülsenfrüchte, Obstbäume und der Tabak angebaut.

Sehr ausgedehnt ist die zwischen 1400 und 1700 m Höhe gelegene montane Region. Ununterbrochen dehnt sie sich von der Einmündung des Weißen in den Schwarzen Drin bis zum Golf von Korinth aus. Charakteristisch sind hier Wälder von Rotbuchen, Kastanien und Schwarzföhren. Die Getreidearten erscheinen auch hier, der Mais jedoch nicht. Ferner stellt sich Kartoffel und Rübe ein.

In den albanischen Gebirgen südlich von der Bojana und dem Großen Drin findet sich dann, soweit die Berge hier 1500 m übersteigen, eine neue Region, die voralpine. Kastanien- und Schwarzföhrenwaldungen sind hier verschwunden. Wälder von Pinus leucodermis, Pinus Pence, Abies Apollinis und Fagus silvatica erscheinen dafür. Erwähnenswert ist, daß die Waldgrenze hier ständig abwärts rückt infolge der immermehr ausgedehnten Weidewirtschaft des Menschen.

Schließlich unterscheidet Adamović noch in den Höhen über 2000 m eine subalpine und eine alpine Region. Auf jener verschwindet der zusammenhängende Hochwald; nur kleine Baumgruppen machen sich noch bemerkbar. Auf dieser fehlen die Bäume ganz; alpine Matten und Felswandformationen sind hier zu Hause.

Die Tierwelt.

Noch weit weniger als über die Pflanzenwelt Albaniens läßt sich über seine Tierwelt sagen. Zum Beweise für diese Behauptung sei auf eine Stelle von Eduards Hahn bekanntem Werke „Die Haustiere“[1]) verwiesen. Dort heißt es: „Die Balkanhalbinsel im weiteren Sinne umfaßt bekanntlich ein großes Land, das noch für nahezu unerforscht gelten kann, Albanien. Von diesem Lande, dessen ethnologische und geschichtliche Verhältnisse so eigentümlich sind, habe ich nichts zu berichten“. Wer die hervorragende Literaturbeherrschung Hahns speziell auf zoologischem Gebiete kennt, wird es dem Verfasser nicht verargen, wenn auch er hier nichts zu sagen weiß. Nur ein paar Notizen mögen folgen, die ich der neuesten Literatur entnehme.

Der Bär findet sich noch, sowohl im nördlichen wie im südlichen Albanien. Dort haust er in der Landschaft Mirdita, ferner in der Nähe der Valbonaquelle, sowie in den Wäldern des hohen Mali Scheint, wo die Hirten alljährlich ein paar Exemplare dieses Raubtieres abzuschießen pflegen. Im Süden tritt er gar nicht selten in dem Kudesgebiet auf, der zwischen Vjossa und dessen Nebenfluß Susica gelegenen Gebirgslandschaft. Neben der Kudesregion bilden im Süden vor allem die Akrokeraunischen Berge ein ausgezeichnetes Jagdgebiet. Wie

[1]) Eduard Hahn: Die Haustiere. S. 441. 1896. Leipzig, Duncker & Humblot.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Patsch[1]) erzählt, kommen oft Engländer auf ihren Jachten dorthin, um dem Jagdsport zu huldigen. Abgesehen von den Hasen finden sich in dieser Landschaft vor allem Wölfe, Schakale und Schwarzwild. Ferner tritt die Gemse hier nicht selten auf. Wölfe und Schakale kommen übrigens ebenso im Norden häufig vor und zwar nicht nur im Gebirgslande, sondern auch auf der nordalbanischen Küstenebene. Auch die Gemse ist noch hier und da im Norden zu treffen, so am Cukali; ebenso das Wildschwein, und zwar besonders häufig in der Nähe des Zusammenflusses der beiden Fandi. Hier und da erscheint auch noch der Luchs und im Süden, im Izwor, die Fischotter.

Weit reicher ist die Vogelwelt vertreten, speziell die Sumpfvögel, wie das ja bei den vielen Wasserbecken Albaniens, seinen Sümpfen und Lagunen nur natürlich ist. An der ganzen nordalbanischen Küste überwintert die Waldschnepfe von Anfang Dezember bis Mitte März. In den Sümpfen hausen Wildenten, im Drin-Delta tummeln sich wilde Schwäne. Zahlreich sind Rebhühner, Störche, Reiher, Pelikane. Im südlichen Albanien finden sich ferner viele Singvögel; Patsch rühmt besonders die Vogelfreundlichkeit der dortigen Bewohner.

Im übrigen scheint aber der Bestand an jagdbaren Tieren in den letzten Jahrzehnten stark geschwunden zu sein; so gab es noch in den sechziger Jahren in der Gegend des Drin-Deltas wilde Fasane[2]). Ebenso waren im Norden die Wildschweine recht häufig. Das gleiche gilt von den Gemsen dort; nach den Angaben der Bevölkerung sollen sie vor etwa zwanzig Jahren von dort „ausgewandert" sein. „Daß dieses Auswandern mit der Zunahme der Martinigewehre im Kausalnexus steht", sagt Baron Nopcsa, „dürfte jedermann — außer den Eingeborenen selbst — klar sein"[3]).

Bevölkerung.

Anthropologisches.

Den physischen Typ der albanischen Bevölkerung festzustellen, ist bisher noch nicht gelungen. Sehr instruktiv sind in dieser Hinsicht die Zusammenstellungen Trägers[4]). Sie zeigen, wie weit die Urteile der Reisenden über das Aussehen der Albanier auseinandergehen. Der eine bezeichnet sie als schwarz, der andere als blond. Während dieser in vielen Albaniern das Modell zu einem Apollo erblickt, scheinen sie jenem den Mongolen zu gleichen, einem Volke, dessen Typ von europäischer Seite wenigstens im allgemeinen noch nicht als Schönheitsideal aufgestellt worden ist.

Exakte Messungen von Albaniern sind bisher nur zweimal vorgenommen worden, zuerst 1894 in Skutari auf Veranlassung des österreichischen Konsuls Pisko, dann 1897 in Sarajewo durch den bosnischen Arzt Glück; aber, wie Träger nachweist, war das Material in beiden Fällen nichts weniger als einwandsfrei, wie denn auch die Resultate entsprechende waren.

---

[1]) Carl Patsch: Das Sandschak Berat. 1904. Wien. (Schriften der Balkankommission III).

[2]) Th. A. Ippen: Skutari und die nordalbanische Küstenebene. 1907. Sarajewo, Kajon. S. 47.

[3]) Baron Nopcsa: Das Katholische Nordalbanien. S. 45.

[4]) P. Träger: a. a. O. vgl. auch H. Gelzer: Vom Heiligen Berge und aus Makedonien. 1904. Leipzig, Teubner. S. 188,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit Recht hebt der genannte Autor hervor, daß man in erster Linie die Messungen in den nordalbanischen Hochlandsgegenden vornehmen müsse, da hier sich die Bevölkerung jedenfalls am reinsten erhalten habe und man also hier noch am ehesten hoffen dürfe, zur Feststellung eines albanisch-illyrischen Typus zu kommen. Träger selbst hat bei seinem Aufenthalt in diesem Gebiet keine Messungen vornehmen können, sondern sich auf Beobachtungen hier beschränken müssen. Danach möchte er folgende Charakteristika den albanischen Gebirgsbewohnern zusprechen: blonde Haare, helle, zwischen grün und grau schimmernde Augen, reine weiße Haut, einen ziemlich hohen Kopf, ein langes, schmales, ovales Gesicht, eine gerade Stirn, kleine Augen, eine große, aber schmale Nase — häufig in der Form der sogenannten Adlernase — einen langen, schlanken Hals, eine sehnige Figur, überraschend kleine Füße und sehr kleine weiße Hände. Danach würde man freilich zu dem Ergebnis kommen müssen, daß die Albanier — wenigstens die Bewohner der Hochlandsgaue — ein sehr schöner Menschenschlag seien. Denselben Eindruck muß übrigens meiner Meinung jeder haben, der längere Zeit Gelegenheit gehabt hat, die aus anderen albanischen Gegenden stammenden Leibgardisten des früheren Sultans Abdul Hamid in Konstantinopel zu beobachten. Wer sie gesehen hat, dürfte wohl dem Urteil von Meyers Türkei[1]), dem jetzt von Richard Preusser bearbeiteten, trefflichen Reiseführer zustimmen: „Die Albanesen sind die schönsten Leute der europäischen Türkei". Doch wie gesagt, Sicheres können wir hier erst von exakten Messungen erwarten. Vielleicht werden diese als Ergebnis die Aufstellung mehrerer albanischer Typen haben[2]), ebenso wie die Betrachtung der albanischen Sprache zur Unterscheidung mehrerer Gruppen geführt hat.

Sprache und Schrift.

Auf dem Gebiete der Erforschung der albanischen Sprache gebührt der erste Kranz, wie wir schon in der Einleitung bemerkten, Gustav Meyer, dem einstigen langjährigen Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Grazer Universität. Er hat nachgewiesen, daß die albanische Sprache eine indogermanische ist und daß ihr in der großen Familie ein besonderer Platz gebührt, daß also die bis dahin vielfach angenommene Verwandtschaft des Albanischen mit dem Griechischen in keiner Weise besteht[3]). So unterscheidet es sich von diesem vor allem in der Behandlung der indogermanischen aspirierten Medien gh, dh, bh; während diese im Griechischen zu harten Aspiraten werden, verlieren sie im Albanischen die Aspiration und erscheinen also als reine Medien[4]). Ebenso sind, um nur die Hauptpunkte hervorzuheben, die anlautenden Spiranten v und j im Albanischen nicht wie im Griechischen geschwunden[5]). Schließlich erscheint indogermanisches a im Griechischen als o, im Albanischen jedoch als a[6]).

---

[1] Meyers Reiseführer: Türkei. VII. Auflage. 1908. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

[2]) Vgl. dazu auch Nopcsa: Das Katholische Nordalbanien, S. 31,

[3]) Gustav Meyer: Die Stellung des Albanischen im Kreise der indogermanischen Sprachen. Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen. Herausg. von Adalbert Bezzenberger. Band 8. 1884. Göttingen, Peppmüller.

[4]) z. B. ai. andhas (Blütenkelch) wird alb. ende, griech. ἄνθος.

[5]) z. B. ai. ju (ihr) wird alb. ju, griech. ὑμεῖς.

[6]) z. B. ai. asth (Knochen) wird alb. ašt, griech. ὀστέον.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In diesem Gegensatz zum Griechischen stimmen die zwei Hauptgruppen, in die das Albanische zerfällt, das Gegische, das Nordalbanische, und das Toskische, das Südalbanische, völlig überein. Dagegen unterscheiden sie sich selbst zunächst durch die Betonung der Diphthonge: das Gegische betont den ersten Bestandteil — wenn es nicht beide zusammenzieht — das Toskische dagegen den zweiten[1]). Ein zweiter wichtiger Unterschied ist die Wandlung des zwischen zwei Vokalen befindlichen n im Toskischen in ein r[2]), ein dritter das Auftreten von Nasalvokalen im Gegischen. Weiter zeigt der Sprachschatz große Abweichungen. Das Toskische enthält mehr griechische Bestandteile als das Gegische, das wiederum mehr aus dem Türkischen geschöpft hat.

Der Wortschatz des Albanischen ist überhaupt sehr bunt zusammengesetzt. Von den 4380 bestimmbaren Wörtern des etwa 5100 Nummern umfassenden Meyerschen Etymologischen Wörterbuches des Albanischen sind etwa 1420 romanischen, 540 slavischen, 1180 türkischen, 840 neugriechischen Ursprungs, und nur 400 sind urindogermanisches Erbgut. In dieser Zusammensetzung prägt sich gewissermaßen die Geschichte Albaniens aus. Sie zeigt, daß den größten Einfluß auf das Volk der Albanier die Römer gehabt haben, ein Beweis einerseits für die Stärke des römischen Staates, der selbst den rauhen Söhnen Albaniens soviel von dem Eigenen aufzuzwingen vermochte, andererseits aber auch ein Zeichen von der Stärke des Albaniertums, das sogar dem mächtigen Römerreiche gegenüber im Gegensatz zu anderen Völkern die Eigenart seiner Sprache bewahrte und sie nicht zu einer romanischen werden ließ. Keines der anderen Völker, das später über diese Gegenden herrschte, weder die Byzantiner, noch die Serben oder die Bulgaren, noch die Osmanen haben einen ähnlichen Einfluß auf die albanische Sprache auszuüben vermocht wie die Römer — von den Germanen und Normannen ganz zu schweigen, die auch nicht eine einzige Spur in der Sprache der einst Beherrschten hinterlassen haben[3]). Mit Recht hat darum Jireček die Albanier halbromanisierte Autochthonen genannt[4]).

Über alle diese von Gustav Meyer festgestellten Punkte gibt es unter den Gelehrten keinen Streit. Anders steht es mit der Frage, auf was für eine Sprache eigentlich einst jene neuen Bestandteile gepfropft wurden, deren bunte Mosaik heute jeden in Erstaunen setzen muß. Meyer hat gewissermaßen als selbstverständlich angenommen, daß das Albanische die Fortsetzung einer der alten illyrischen Mundarten sei, also der Sprache jenes Volkes, das einst im Altertum den Westen der Balkanhalbinsel eingenommen hat, deren Osten die Thraker — bzw. südlich der Kambunischen Berge, die Griechen — bewohnten.

Gegen diese Meyersche Auffassung hat sich nun neuerdings Widerspruch erhoben. Er ging aus von Carl Pauli, dem Verfasser der „Altitalischen Forschungen". Er hat die Ansicht aufgestellt, daß die lautgesetzlichen Verhältnisse des Albanischen völlig andere seien als die der uns erhaltenen Reste des Illyrischen. In seiner Beweisführung stützt er sich dabei ausschließlich auf die uns in zahlreichen Inschriften erhaltene Sprache der Veneter, jenes in Italiens äußerstem Nordosten sitzenden Volkes, in dem ein Zweig des Illyrischen zu sehen

---

[1]) z. B. heißt der Himmel gegisch kiel oder kil, toskisch kiél; vgl. jedoch Pekmezi a. a. O. § 14.

[2]) z. B. heißt die Namen geg. emena, tosk. emera.

[3]) Gustav Meyer: Über Sprache und Literatur der Albanesen. Wieder abgedruckt in dessen „Essays und Studien". 1885. Straßburg, Trübner.

[4]) Constantin Jos. Jireček: Die Handelsstraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien. 1879. Prag, Tempsky. S. 16.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sei. Insbesondere hat Pauli darauf hingewiesen, daß indogermanisches palatales g albanisch zu z wird, dagegen im Venetischen zu h[1]); weiter hat er, um nur seine beiden Hauptargumente anzuführen, behauptet, daß die indogermanischen aspirierten Medien, wie wir ja schon oben sahen, albanisch einfache Medien werden, während sie im Venetischen die Aspiration nicht verlieren. Da nun nach Pauli das Venetische eine illyrische Sprache ist, sich jedoch in so wichtigen Punkten von dem Albanischen unterscheidet, kann eben dieses keine illyrische Sprache sein. Nicht als die Abkömmlinge der alten Illyrier seien die Albanier zu betrachten, sondern als die Nachkommen thrakischer Stämme, „wie denn auch tatsächlich die Kette thrakischer Völker von dem eigentlichen Thrakien aus durch Makedonien hindurch fast bis nach Epirus reicht".

Zu demselben Ergebnis wie Pauli, aber auf einem anderen Wege, ist mehrere Jahre später Hermann Hirt, der bekannte Sprachforscher, gekommen[2]). Er ist bei seiner Untersuchung davon ausgegangen, daß schon in der indogermanischen Ursprache eine Dialektspaltung in zwei große Gruppen bestanden hat, in West- und Ostindogermanisch oder, um den Bradkeschen Ausdruck zu gebrauchen, in Kentum- und Satemsprachen[3]). Da nun die Sprache der illyrischen Veneter nach ihren Resten ohne Zweifel eine Kentumsprache, das Albanische aber eine Satemsprache sei, so könne das Albanische unmöglich eine Phase des Altillyrischen sein. So bleibt also auch für Hirt nichts anderes übrig, als das Albanische zu den thrakischen Sprachen zu rechnen. Dafür spricht ihm vor allem auch die Ähnlichkeit, welche das Albanische in der Behandlung der lateinischen Wörter mit dem heutigen Rumänischen zeigt. Diese Ähnlichkeit gebe aber jedenfalls den Schluß an die Hand, daß beiden Sprachen, dem Rumänischen wie dem Albanischen, dasselbe Volkselement zugrunde liege. Da das Rumänische aber ein Romanisch auf thrakischer Grundlage sei, so dürfe man die Vermutung wohl wagen, auch die Albanier zu den thrakischen Völkern zu rechnen. Diesen Hirtschen Ausführungen dürfte auch Eduard Meyer[4]) nicht ganz abgeneigt sein. Dagegen scheint Wilhelm Meyer-Lübke[5]) Hirts Hinweis auf das Rumänische nur wenig Wert beizumessen, da derartige Übereinstimmungen zwischen zwei Sprachen sehr wohl zu verschiedenen Zeiten entstanden sein können und keineswegs als von demselben Punkte ausgegangene Sprachströmungen aufgefaßt zu werden brauchen. Im übrigen will auch Hirt nicht bestreiten, daß auch das Illyrische einen gewissen Anteil an der albanischen Sprache hat. Das Albanische sei eben nicht erst heute, wie das ja Gustav Meyer dargelegt habe, eine Mischsprache; auch das Uralbanische sei als eine solche anzusprechen.

Gegenüber den Paulischen und Hirtschen Ausführungen bliebe nun freilich ein Ausweg, daß nämlich das Venetische gar keine illyrische Sprache sei. Bis zu einem gewissen Grade

---

[1]) Carl Pauli: Altitalische Forschungen. Band 2, Abt. 2. 1894. S. 199 ff. Leipzig, Barth.

[2]) Hermann Hirt: Die sprachliche Stellung des Illyrischen. Beiträge zur alten Geschichte und Geographie. Festschrift für Heinrich Kiepert, 1898. Berlin, D. Reimer, und derselbe: Die Indogermanen. Band I. 1905. Straßburg, Trübner.

[3]) Im Westindogermanischen trat überall da ein k ein, wo im Ostindogermanischen ein Zischlaut stand. So entspricht z. B. lat. kentum im Iranischen satem (= 100).

[4]) Siehe dessen Geschichte des Altertums. 2. Auflage. Band 1. 2. Hälfte. 1909. Stuttgart und Berlin, Cotta. S. 764.

[5]) Wilhelm Meyer-Lübke: Die romanischen Sprachen in Paul Hinneberg: Kultur der Gegenwart. Teil I Abt. 11. 1910. Leipzig, Teubner. S. 453 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist Paul Kretschmer diesen Weg gegangen[1]). Er hält daran fest, daß das Albanische eine jüngere Phase des Illyrischen sei, gestützt insbesondere auf die Inschriften der dem Südosten Italiens angehörigen illyrischen Messapier. Da nun aber einerseits der abweichende Typ des Venetischen schwer zu leugnen ist, andererseits aber auch diesem der illyrische Charakter nicht ganz abgesprochen werden soll[2]), so nimmt Kretschmer an, daß es im Altillyrischen zwei sehr scharf voneinander geschiedene Dialekte gegeben habe, einen nördlichen und einen südlichen, deren Übereinstimmung mehr auf lexikalischem als auf lautlichem Gebiete gelegen habe, ebenso wie ja die italischen Mundarten in zwei scharf getrennte Gruppen, die umbrisch-oskische und die lateinisch-faliskische zerfielen. Der nördliche Zweig des Illyrischen sei nun eben durch das Venetische, der südliche durch das Messapische und das Albanische vertreten.

* * *

Wenden wir uns von der grauen Theorie zur Praxis des Lebens, so verdient es zum Schlusse noch bemerkt zu werden, daß die Tosken im Gegensatz zu den einsprachigen Gegen fast durchweg auch die griechische Sprache beherrschen. Und zwar gilt dies von den Christen wie den Mohammedanern, von den höheren wie den niederen Ständen. Heinrich Gelzer[3]) nennt die Metropolen im Gebiete der Tosken „wahre Brennpunkte griechischer Gesittung". Nur die Frauen beherrschen oft allein das Albanische. Daß sich dieses Verhältnis in Zukunft mehr und mehr zuungunsten des Griechischen verschieben wird, kann dem nicht zweifelhaft sein, der die Bewegung beobachtet hat, welche die albanischen Gaue erfüllt seit dem Entstehen des neuen Regimes im osmanischen Reiche.

Unter der heute in mancher Hinsicht mit Unrecht geschmähten Regierung Abdul Hamids existierte das Albanische offiziell sozusagen gar nicht. Dementsprechend gab es auch keine albanischen Schulen und keine albanischen Lehrer. Unter der gegenwärtigen Regierung hoffen nun auch die Albanier sich als Nationalität gewissermaßen ausleben zu können. Albanische Schulen mit albanischer Unterrichtssprache sollen gegründet werden. Ohne Zweifel muß das dem Griechischen Abbruch tun.

Mit diesen Bestrebungen albanischer Intellektueller ist nunmehr ein Problem erst wirklich zum Leben erwacht, das bisher eigentlich nur in den Studierstuben stiller Gelehrter ein verträumtes Dasein führte — das Problem der albanischen Schrift. Eine allgemein anerkannte Schreibweise haben die Albanier ja nicht, da sie außer ihren mündlich fortgepflanzten Volksliedern und Märchen keine Literatur besitzen; denn die Werke Nedims, des einzigen Kunstdichters des eigentlichen Albaniens, sind nie gedruckt worden, abgesehen von den paar Proben, die sich bei Hahn[4]) finden. So konnte sich also jeder, der etwas Albanisches produzierte, seine eigene Schreibweise zurechtmachen. In seinem im Jahre 1870 erschienenen ersten Teile seiner „Albanischen Forschungen" hat Miklosich[5]) die bekanntesten bis dahin gebrauchten Lautbezeichnungssysteme der albanischen Sprache reproduziert. Gerade ein

[1]) Paul Kretschmer: Einleitung in die Geschichte der Griechischen Sprache. 1896. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. S. 260—272.

[2]) Im Anhang auf S. 422 seines Buches scheint Kretschmer freilich am liebsten das Venetische doch nicht als eigentlich illyrisch betrachten zu wollen.

[3]) Heinrich Gelzer: a. a. O. S. 188 f.

[4]) v. Hahn: Studien. Heft II. S. 142 ff.

[5]) S. 14. vgl. auch Pekmezi: Archiv für Slavische Philologie. XXI. 1899. Berlin, Weidmann. S. 214 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dutzend sind es. Seitdem sind es nicht weniger geworden, und es schien in der Tat — nach Baron Nopcsas Wort — Aussicht vorhanden zu sein, daß mit der Zeit in Albanien mehr Orthographien als des Lesens kundige Menschen existieren werden. Da kam die jungtürkische Revolution, und das große Problem wur im Nu sehr einfach geworden. Lateinisch oder Arabisch? Das ist die große Frage, die zur Stunde jede albanische Hütte beschäftigt. Die Intellektuellen sind für die lateinische Schrift, die sich in der Tat aus wissenschaftlichen wie praktischen Gründen allein empfiehlt[1]). Zu ihren Anhängern gehören unter anderen die angesehensten albanischen Deputierten[2]). Aber so großen Einfluß diese sonst auf ihre Stammesgenossen haben, in dieser Frage sind sie vorläufig wenigstens ohnmächtig. Das Volk ist für die arabische Schrift. Große Volksversammlungen von Tausenden von albanischen Analphabeten treten zusammen, um sich gegen die lateinische Schrift zu erklären und deren Verteidigern, ihren Abgeordneten, ein Mißtrauensvotum zu erteilen[3]). Wenn die Regierung sich in diesem Streite auch scheinbar neutral verhält und ihren Beamten verbietet, sich an diesem das albanische Land erfüllenden Kampfe irgendwie agitatorisch zu beteiligen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie auf Seiten der Arabisten steht[4]). Sie fürchtet, daß die Einführung der lateinischen Sprache den italienischen und österreichischen Aspirationen behülflich sein könne. Von der arabischen Schrift aber erwartet sie, daß sie sich auch hier als ein Band zeigen werde, das den Moslem an den Moslem fesselt, den Albanier an den Osmanen.

Sitte und Glaube.

Eine ausführliche Darstellung der Sitten der Albanier hat bereits Georg von Hahn gegeben. Es handelt sich hier also nur um einige Nachträge aus der neuesten Literatur.

Um mit der Geburt zu beginnen, möchte ich zunächst hinweisen auf einige Bemerkungen Degrands über die bereits von Hahn erwähnte Kumbarschaft, jenen Brauch albanischer Eltern, für ihren jungen Sprößling einen Erwachsenen zu gewinnen, der bei dem Knaben den ersten Haarschnitt vornimmt. Mit dem Augenblick des Vollzugs dieser Zeremonie wird der Kumbar selbst Mitglied der Familie. Er nimmt in ihr, ganz gleich welcher Religion er selbst ist, eine weit intimere Stellung ein als der eigene Bruder des Vaters; so darf er, auch wenn er selbst Christ ist, ruhig den Harem des mohammedanischen Hauses betreten, dessen Kumbar er ist. Selbst in Abwesenheit des Gatten kann er die Mutter seines kleinen Schützlings sehen, ohne daß jene es für nötig hielte, sich zu verschleiern; er genießt damit ein Vorrecht, das selbst dem Schwager versagt bleibt.

Da einmal vom Haarschnitt die Rede ist, ist hier vielleicht auch der Platz, eine Degrandsche Hypothese über den Grund der eigentümlichen albanischen Haartracht anzuführen. Bekanntlich lassen sich viele Albanier das Haar rasieren und nur einen Haarbüschel stehen, den Pertschen, der ja auch bei der jüngsten Expedition Djavids Pascha eine Rolle spielte. Nach dem genannten französischen Konsul stammt diese Tracht aus der Zeit der

---

[1]) s. Gustav Meyer: Essays und Studien. S. 72.

[2]) Vgl. dazu auch Philippe Nogga in der neuen albanischen Zeitschrift „Shqipetari" Nr. 4 vom 21. 1. 1910.

[3]) Vgl. die Uesküber Telegramme im „Osmanischen Lloyd" Nr. 28 vom 3. 2. 1910 und in der „Kölnischen Zeitung" Nr. 129 vom 5. 2. 1910.

[4]) s. die Erklärung Müfids im „Osmanischen Lloyd" Nr. 36 vom 12. 2. 1910.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eroberung: Die Osmanen hatten die unangenehme Sitte, dem Besiegten den Kopf abzuschneiden[1]) und dann mit diesem so zu hantieren, daß sie dem Toten die Hand in den Mund steckten. Dies letzte dünkte dem Albanier besonders scheußlich, und so ließ er sich für den eventuellen Fall des Kopfabschneidens als Handgriff den Pertschen stehen. —

Über Verlobung und Heirat findet sich alles Wesentliche schon bei Hahn. Nur möchte ich auf die Polygamie hinweisen. Nach den neuesten Quellen scheint sie bei den Hochländlern recht häufig vorzukommen und in gewissen Fällen sogar von der Sitte geboten zu sein. Stirbt nämlich von zwei verheirateten Brüdern der eine, so nimmt der überlebende Bruder die Witwe des Verstorbenen als Nebenfrau zu sich. Eine ähnliche Aufgabe scheint dem Neffen zu erwachsen, wenn der Oheim stirbt und eine Witwe hinterläßt. Auch sonst kommt es häufig vor, daß ein verheirateter Mann eine zweite Frau nimmt, wenn er von seiner ersten keinen Sohn hat, einen Mangel, den der Albanier sehr schmerzlich empfindet[2]).

Gewissermaßen ein Gegenstück zu dem Mann mit mehreren Frauen ist die Frau ohne Mann, die Wirdschin, die früh öffentlich gelobt, sich nie zu verheiraten. Ein solches Mädchen genießt große Vorrechte, ähnlich wie ein Mann, wie sie denn sogar ein Gewehr tragen darf. Nach Steinmetz ist sie dem Ethnographen besonders wertvoll durch den Liederschatz, den sie auf ihren Wanderungen gewonnen hat. Nach dem nämlichen Autor und ebenso nach E. Schulz[3]) scheint diese Institution keineswegs so beschränkt zu sein, wie von Hahn[4]) annimmt, der diese „männlichen Jungfrauen" als eine Spezialität der Katholiken des Bistums Durazzo betrachtete. Daß es im übrigen die Wirdschin nicht allzu genau mit ihrem jungfräulichen Versprechen nimmt, behauptet ebenfalls Steinmetz. Überhaupt betrachtet dieser treffliche Beobachter die sittlichen Zustände des Hochlandes als nicht besonders günstig[5]). Eine wirkliche Liebe kennt der Albanier nach ihm gar nicht, wie er denn auch nicht ein eigentliches Wort für „lieben" hat. Daß hingegen der Albanier eine Art der Liebe kennt — jene, von der Goethe gesagt hat, daß sie in der Natur liege, ob sie gleich gegen die Natur sei — ist aus Hahn längst bekannt. Daß dem noch heute so ist, bestätigt Heinrich Gelzer[6]), der treffliche vor einigen Jahren verstorbene Jenenser Gelehrte. Die Begeisterung für den Geliebten geht noch heute so weit, sagt er, daß eifersüchtige Liebhaber sich um eines Knaben willen töten. Auch erotische Gedichte, manche von großer Schönheit und einer Tiefe der Empfindung, die an Ibykus und Anakreon erinnert, sind nach ihm an Knaben gerichtet. Wenn jedoch von Hahn bereits bemerkte, daß diese Sitte hauptsächlich unter den Gegen ausgebildet sei und auch Gelzer das nicht bestreiten will, so dürfte dem jedenfalls widersprechen, was Carl Patsch speziell für das Sandschak Berat[7]) mitteilt.

Die schlechten sittlichen Zustände, die eheliche Untreue sind auch meist der erste Anlaß zur Blutrache. Über diese Institution, die das ganze Leben des Nordalbaniers durchdringt,

---

[1]) Mit den Räubern in Makedonien verfuhr man bis vor kurzem noch so; s. das Bild bei Gelzer: Vom heiligen Berge und aus Makedonien. S. 200.

[2]) Ippen: Die Gebirge. S. 27. [3]) E. Schulz: Albanesisches Mannweibertum. 1907 Berlin. „Die Woche".

[4]) Georg v. Hahn: Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar. 1. Abt. S. 31 f. Denkschrift der Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse. Band 15. 1867. Wien.

[5]) Eine andere Ansicht, speziell von der ehelichen Treue hat Albrecht Wirth: In Albanien. Die Neue Rundschau. 19. Jahrg. d. Freien Bühne. Band 4. 1908. Berlin, Fischer.

[6]) Heinrich Gelzer a. a. O. S. 222.

[7]) Das Sandschak. S. 23.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in gemilderter Form jedoch auch den Tosken[1]) nicht fremd ist, sind wir heute doch besser unterrichtet, als es Hahn seinerzeit war. Deshalb möchte ich hier im Zusammenhang die Hauptpunkte dieser Blutrache darlegen auf Grund der Schriften Degrands, Ippens, Nopcsas, des Ingenieurs Steinmetz sowie der Studien der albanischen Pfarrer Mjedia[2]) und Aschta[3]).

Nehmen wir den Fall an, infolge irgend einer Beleidigung tötet ein Mensch den andern, etwa der Gatte den Ehebrecher, so ist jener selbst „im Blute"; und nicht nur er selbst, sondern seine ganzen männlichen Verwandten sind der Blutrache verfallen. Der nächste männliche Verwandte des Gemordeten aber hat die Pflicht, den Mord zu rächen. Er ist der „Herr des Blutes".

Ist der Getötete ein Angehöriger des eigenen Stammes, so bleiben dem Gjaksur, dem der Blutrache Verfallenen, zwei Möglichkeiten. Verfügt er über eine Kula, eines jener festen, turmartigen, fensterlosen Gebäude, so kann er in ihm ausharren und dort die Stunde der Versöhnung abwarten. Dieser Fall tritt auch heute nicht selten ein, z. B. bei den Selita, einem in dem Tale der Uraka (eines Nebenflusses des Mat) hausenden Stamme. Wochenlang bleiben die hier in Blutrache verwickelten Familien in ihren Türmen eingeschlossen. Nur hin und wieder wird die Stille unterbrochen durch den Knall der Schüsse, die aus den Schießscharten heraus von einem Turme zum andern gewechselt werden[4]). Es ist also durchaus nicht richtig, wenigstens für das nördliche Albanien, was Gelzer in seinem Büchlein sagt, daß solche Zustände heute nicht mehr existieren.

Das ist die eine Möglichkeit. Es bleibt jedoch noch eine andere. Der Gjaksur kann auswandern. Er kann zu fremden Stämmen gehen, bis vielleicht Freunde den Streitfall in der üblichen Weise aus der Welt schaffen. Unterkunft findet er dort stets infolge der überall in Albanien geübten Gastfreundschaft, des nördlichen Albaniens schönster Tugend. So trifft man denn auch überall in Albanien Flüchtlinge, die in ihre Heimat nie zurückkehren, sei es, daß die gegnerische Familie von einer Aussöhnung nichts wissen oder der Gjaksur die schuldige Buße nicht zahlen will[5]). Ganze Kolonien solcher Flüchtlinge findet man im Gebiet des Weißen Drin, in der Gegend von Ipek, Djakowa und Prisren; es sind Mirditen oder, wie man die mirditischen Auswanderer zu nennen pflegt, sogenannte Fonda. Ihr heißes Blut aber haben sie aus der alten Heimat mitgebracht, und so erwerben sie denn auch nicht festen Grund und Boden, sondern begnügen sich als Pächter dort zu leben, um jederzeit im Falle einer neuen Blutfehde eine neue, dritte Heimat aufsuchen zu können.

Was die Aussöhnung anlangt, so unterscheidet das Recht der Stämme von Dukadschin nach den Darlegungen des albanischen Pfarrers Mjedia zwei Fälle: die freiwillige und die auf Befehl der osmanischen Regierung erfolgende Aussöhnung. Diese pflegt etwa alle zehn Jahre einzutreten, wenn die Metzelei eine zu große Ausdehnung im Gebirge angenommen hat. Dann verfügt der Generalgouverneur einen allgemeinen Friedensschluß. Eine Kommission wird eingesetzt, die in diesem Sinne arbeitet. Das Ergebnis ist in der Regel, daß die Angehörigen ein und desselben Stammes sich miteinander versöhnen. Jedoch die zwischen den einzelnen

---

[1]) Patsch: Das Sandschak. S. 124.

[2]) Don Lazar Mjedia: Das Recht der Stämme vom Dukadschin. Verhandlungen der Berliner Ges. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1901. Berlin, Asher.

[3]) Don Nikola Aschta: Das Gewohnheitsrecht der Stämme Mi-Schkodrak in den Gebirgen nördlich von Scutari. Ebendort.

[4]) Ippen: Die Gebirge. S. 69.

[5]) Steinmetz: Reise. S. 19.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stämmen bestehenden Fehden können meist nicht beigelegt werden. Vielleicht ist dies der Regierung gar nicht so unangenehm, da ja eine Einigkeit der verschiedenen Stämme untereinander unter Umständen der Pforte gefährlich werden könnte[1]). Im übrigen haben sich die Mirditen gegen alles behördliche Eingreifen stets ablehnend verhalten.

Die freiwillige Versöhnung weist wiederum zwei Arten auf, eine Verzeihung gegen Entgelt und eine unentgeltliche. Die zweite scheint nur bei den Stämmen von Lurja und Kthela üblich zu sein. Die Versöhnung um Geld pflegt recht kostspielig zu sein. Muß man doch nicht nur den Verwandten, sondern auch den Stammeshäuptlingen und dem Bülükbaschi eine Buße zahlen. Degrand schätzt die Kosten einer solchen Versöhnung im Mindestfall auf 1200 Francs, für einen Albanier eine recht stattliche Summe.

Wenn aber auch eine Versöhnung noch nicht abgeschlossen, der Gjaksur noch „im Blute ist", so gibt es doch Fälle, in denen die Blutrache vorübergehend ruht. So gilt dies von gewissen Wegen, die die sogenannte Bessa haben, d. h. das gegenseitige Versprechen der Parteien, in bezug auf sie Frieden zu halten. Auf solch einem Wege darf niemand angegriffen werden. Doch gilt die Bessa immer nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, nicht während der Nacht, wo vielmehr auch hier, ebenso wie am Tage abseits der Straße, die Gewehre „grüßen". Ein solcher Pfad führt z. B. aus dem Gebiet von Schala nach Nikaj. Ebenso besitzt die Bessa die Straße, welche das Schoschi- mit dem Merturigebiet verbindet. Hier wie dort handelt es sich um Stämme, die in ständiger Blutfehde miteinander leben.

Die Bessa, die treuga dei der Albanier, haftet aber auch an gewissen Personen. So haben sie bei den zuletzt genannten vier Stämmen die Hirten, die mit ihren Herden im Gebirge herumziehen. Auch an sie darf man sich nicht wagen. Ferner scheint sie auch aus naheliegenden Gründen ein vor einem Geistlichen gehender Mann zu besitzen[2]). Die Blutrache macht aber weiter — und das ist der wichtigste Fall — vor dem Gastrechte Halt. In Gegenwart eines Gastes wird sie nie ausgeübt. Begleitet also ein Bluträcher oder ein der Blutrache Verfallener einen Gast und stößt unterwegs auf seinen Gegner, so werden die Gewehre schweigen. Das gleiche gilt, wenn Verfolger mit Verfolgtem im Hause eines Dritten als Gäste zusammentreffen. Nichts wird eben im Lande der Gegen so hoch geachtet wie der Gast. Wird er beraubt oder getötet, so übernimmt das Haus, in dem jener zuletzt weilte, die Rache; und in diesem Falle gibt es keine Aussöhnung, während selbst bei der Ermordung des Vaters oder des Bruders eine gütliche Beilegung nicht ausgeschlossen ist.

Von diesem Standpunkte ist es durchaus zu begreifen, wenn der albanische Pfarrer Aschta in der Blutrache gewissermaßen die Rechtsgrundlage für Leben und Ordnung im Albanierlande sieht. Ganz ähnlich sagt Steinmetz[3]): „Was für Zustände würden in einem Lande herrschen, wo alles bewaffnet ist, wo es keine abendländische Gerichtsbarkeit und keine Polizei gibt, und wo jeder Mann machen kann, was er will, wenn die Furcht vor der Blutrache nicht wäre".

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, wie sie bei der Durchführung der Blutrache in Betracht kommen, verbietet der Raum. Daß diese wie die sonstigen Bestimmungen des albanischen Gewohnheitsrechtes einem Manne namens Lek Dukadschin zugeschrieben

[1]) Degrand: Souvenirs. S. 166.
[2]) Steinmetz: Reise. S. 47.
[3]) Steinmetz: Vorstoß. S. 9.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden, dürfte aus von Hahn bekannt sein. Gewöhnlich erblickt man in jenem den Freund und Gefährten Skanderbegs, während die Albanier in ihrem großen Gesetzgeber einen neapolitanischen Prinzen sehen, der zu Beginn des 13. Jahrhunderts nach Albanien gekommen wäre. Neuerdings hat übrigens die osmanische Regierung einen Teil dieses Kanun i Dukadschinit als Kanun i Djibal, als Gesetz der Berge, publiziert[1]).

Zum Schluß noch ein paar Zahlen über die Ausdehnung der Blutrache. Man hat ja in dieser Richtung die wildesten Behauptungen aufgestellt. Baron Nopcsa hat sich nun neuerdings der Mühe unterzogen, in etwa dreißig Pfarren die Totenregister der Jahre 1890—1905, also aus einem Zeitraume von etwa fünfzehn Jahren, nachzuschlagen und auf Grund der dortigen Angaben eine Statistik der Morde in Nordalbanien zu entwerfen[2]). Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß durchschnittlich nur 19% aller Todesfälle Morde sind. Bei einzelnen Stämmen steigt freilich dieser Prozentsatz ganz bedeutend, vor allem in Toplana, wo bei mehr als 42% Mord vorliegt, wie denn in Albanien das Sprichwort gilt: in Toplana tötet man Menschen wie Schweine. Immerhin ist das Material dieser Statistik, wie Baron Nopcsa selbst hervorhebt, sehr unvollständig. So fehlen die Aufzeichnungen für einzelne Jahre an manchen Orten. Auch darauf möchte ich hinweisen, daß die moslemische Minorität bei dieser Statistik gar nicht berücksichtigt wird. Jedenfalls läßt es doch tief blicken, wenn ein so ausgezeichneter Kenner des nördlichen Albaniens wie Degrand annimmt, daß kaum 30% aller männlichen Erwachsenen an Krankheit und Altersschwäche sterben und hinzufügt, daß ihm selbst einmal nicht weniger als 42 Morde in den Bergen während eines einzigen Monats gemeldet wurden[3]). Dabei soll andererseits zugunsten der Albanier auch nicht verschwiegen werden, daß die Ermordung von Frauen — eine im kultivierten Europa nicht seltene Erscheinung — in Albanien etwas völlig Unbekanntes ist.

* * *

In religiöser Hinsicht sind die Albanier dreifach gespalten. Man zählt unter ihnen Moslems, Orthodoxe und Katholiken. Um wenigstens einen Anhalt für die zahlenmäßige Verteilung der Religionen in den beiden Wilajets zu geben, seien hier die Angaben aufgeführt, die der belgische Gesandte Graf van den Steen de Jehaj macht[4]):

Sandschak	Mohammedaner	Orthodoxe	Katholiken	Summe
Schkodra	65 000	——	104 000	169 000
Dratsch	64 000	9 000	1 500	74 500
Das ganze Wilajet . .	129 000	9 000	105 000	243 500
Jania	37 000	16 000	3 000	56 000
Prevesa	17 500	11 000	——	28 500
Berat	140 000	28 000	——	168 000
Ergeri	87 000	72 000	——	159 000
Das ganze Wilajet . . .	281 500	127 000	3 000	411 500

[1]) In dem Ssalname des Wilajets Schkodra vom Jahre 1313. Mir ist es bisher nicht zugänglich gewesen.

[2]) Franz Baron Nopcsa: Beitrag zur Statistik der Morde in Nordalbanien. Mitt. der K. K. Geograph. Ges. zu Wien. Band 50. 1907. Wien, Lechner.

[3]) Degrand: Souvenirs. S. 159.

[4]) Ich gebe jedoch die Zahlen hier gleich abgekürzt, um auch nicht den Anschein zu erwecken, daß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Danach ist also in Albanien der Islam vorherrschend, eine Tatsache, die noch deutlicher hervorträte, wenn wir die benachbarten albanischen Gegenden der Provinzen Kossovo und Monastir berücksichtigt hätten. Ursprünglich war jedoch im nördlichen Albanien die römische Kirche allein zu Hause, und noch heute gehören ihr im Sandschak Schkodra fast zwei Drittel der Bevölkerung an. Erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, seitdem die Österreicher den Kampf gegen die Pforte erfolgreich aufnahmen, ist der Islam im Vorrücken; der auswärtige Druck hat eben den Gegendruck im Innern erzeugt. So ist vor etwa 250 Jahren das ganze Gebiet von Matja — mindestens 25 000 Seelen — zum Islam übergetreten. Noch verraten überall die Kirchenruinen die einstige Herrschaft der katholischen Lehre. Ebenso ist die Bevölkerung von Malissi noch im Anfang des 18. Jahrhunderts ganz katholisch gewesen, während sie heute mohammedanisch ist. Diesen Prozeß der Islamisierung können wir auch heute noch in diesen Gegenden beobachten. So geht die Bevölkerung von Lurja langsam nach und nach zum Islam über infolge des Einflusses der sie umgebenden mohammedanischen Stämme. Hier findet man heute noch Familien, in denen der eine Bruder Katholik, der andere Mohammedaner ist[1]). Über ein Weilchen wird der ganze Stamm zu den Moslems gehören. Aus ähnlichen Gründen — mit Rücksicht auf ihre islamitische Umgebung — pflegen die Auswanderer aus dem engen Tale von Berisch in ihrer neuen Heimat, dem Gebiete von Djakowa, zum Islam überzutreten. Ähnlich steht es mit den Auswanderern der katholischen Stämme Schala und Merturi; in der zweiten Generation wechseln auch sie meist ihren Glauben. Nur ein Stamm weist keine Renegaten auf, die Mirditen; ihre Auswanderer, die sogenannten Fonda, bleiben stets ihrem alten Glauben treu.

Infolge des Vordringens des Islams wie auch der Änderung der politischen Grenzen hat sich auch die Organisation der katholischen Kirche in diesen Gegenden geändert[2]). Heute steht an der Spitze der dortigen Kirche der Erzbischof von Durazzo — die Türken nennen übrigens den Inhaber dieser Stelle den Bischof von Kurbin — der Erzbischof von Skutari und der von Uesküb. Neben diesen dreien waltet als vollkommen unabhängig und, wie die Erzbischöfe, nur dem heiligen Stuhle in Rom untergeben der mirditische Abt von St. Alexander. Ihm, der die Stellung eines Abbas nullius bekleidet, sind alle Pfarren im Mirditengebiet unterstellt, so daß sich hier die politische mit der kirchlichen Einteilung deckt. Von dem Erzbischof von Skutari sind drei Bistümer abhängig, das von Pulati, dessen Bezirk das Kiri-, Leschnitzia und Nikaj-Merturital umfaßt, und die von Sappa und von Alessio, die beide in die Zadrimaebene fallen. Dagegen besitzt der Erzbischof von Durazzo — seine Residenz ist das Dorf Delbenischti — keine Suffragane. Die niedere Geistlichkeit setzt sich zum großen Teil aus Mönchen zusammen. Weltgeistliche finden wir im nördlichen Albanien nur im Mirditenlande, sonst handelt es sich in der Hauptsache um Franziskaner. Und zwar sind es meist Einheimische. Das hat neben manchen Vorzügen auch seine Nachteile. Denn natürlich betrachten die aus dem Volke hervorgegangenen Geistlichen die heimischen Einrichtungen, wie die Blutrache, als etwas Natürliches und bemühen sich dementsprechend verhältnismäßig

---

sie wirklich zuverlässige wären. Ihre großen Abweichungen von der auf S. 27 des Programmes mitgeteilten amtlichen Statistik fallen ja sofort ins Auge, womit beileibe nicht behauptet werden soll, daß etwa diese zutreffend sei.

[1]) Ippen: Die Gebirge. S. 69 f.

[2]) Eine ausführliche Darstellung der älteren Organisation findet sich bei von Hahn: Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar. III. Abteilung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenig um ihre Beseitigung. Die Ausbildung der künftigen Geistlichen erfolgt in der Regel zunächst in Skutari, wo eine große Anzahl katholischer Institute sich beieinander befindet. Später kommen sie zur weiteren Ausbildung meist nach Tirol. Ihr Leben in den rauhen Bergen ist natürlich ein entsagungsvolles, auch in materieller Hinsicht. Ein Teil des nötigen Unterhaltes liefern in naturalibus die Pfarrkinder. Dazu tritt die Unterstützung der österreichischen Regierung, die ja auf Grund des Artikels 13 des Karlowitzer Vertrages vom Jahre 1699 ein Protektorat über die Katholiken Albaniens besitzt und in dieser Stellung auch die neuernannten Bischöfe der Pforte zu präsentieren und für sie das kaiserliche Berat zu erwirken hat. Die osmanische Regierung selbst mengt sich in keiner Weise in die kirchliche Verwaltung, weder in die der Katholiken noch in die der Orthodoxen. —

Es sind merkwürdige Christen, die in diesen Bergen hausen. Unter ihnen gibt es gar viele, die sich überhaupt nicht erinnern, jemals getauft oder gefirmt zu sein, die beim Anblick des Kruzifixes nur darüber im Zweifel sind, ob der Gekreuzigte der heilige Rochus oder der heilige Nicolas ist, deren ganze Religion sich in dem Tragen des Rosenkranzes und in dem Halten der Fasten dokumentiert. Nichts zeigt vielleicht deutlicher diese Art des Christentums als die Bilder, die einer der tüchtigsten Missionare von einem Skutariner Künstler anfertigen ließ, um durch den Anblick der auf ihnen dargestellten Höllenqualen auf seine Pfarrkinder jenen Einfluß zu gewinnen, den er durch Worte nicht erzielen kann [1]). Für die innere Größe der christlichen Religion haben die Albanier keine Spur eines Verständnisses. Wie könnte es auch anders sein bei einem Volke, dessen höchstes, das ganze Leben beherrschendes Ziel die Rache ist.

Höher als die Katholiken stellt in moralischer Hinsicht Steinmetz die Moslems. In der Gastfreundschaft geben sie jenen in nichts nach, an Offenheit und Ehrlichkeit übertreffen sie jene weit, wie es sich besonders auch in der Stadt Skutari zeigt. Dagegen ähneln sie ihren katholischen Stammesgenossen in der Lauheit, mit der sie ihrem Glauben gegenüberstehen. Es gilt dies nicht nur für das nördliche Albanien, sondern auch für das südliche, wie denn Patsch ausdrücklich die religiöse Indifferenz der Tosken hervorhebt. Die Satzungen des Korans werden nicht beachtet, der Weingenuß ist an der Tagesordnung; die Strenge der Haremsvorschriften wird nicht gewahrt.

Vielleicht dürfte jene religiöse Laxheit der Moslems in Zusammenhang stehen mit der großen Ausbreitung des Derwischordens der Bektaschis. Dieser angeblich von Hadji Bektasch im 14. Jahrhundert gestiftete Orden ist nach Albanien gekommen zusammen mit den Janitscharen, mit denen er ja seit Alters — nach der Legende seit der Gründung — eng verknüpft war. Hier in Albanien hat der Orden im Laufe der Jahrhunderte eine große Ausdehnung gefunden, der auch die Unterdrückung der Janitscharen durch Sultan Mahmud, den Reformer, wenig Abbruch getan hat. Nach Ippen gehören heute zu dieser Sekte unter anderem die Bevölkerung der nordalbanischen Städte Kroja und Tirana, sodann das ganze, unweit der Matquelle gelegene Gebiet sowie auch die Landschaft Tschermenika. Weiter südlich gehört nach Patsch zu ihr die an der Vjossa gelegene Landschaft Malakastra e egr. Im Süden hat der Orden zahlreiche Anhänger in den Ortschaften Kolonia, Premedi und Leskovic. Auch im östlichen Albanien sind die Bektaschis, wenn auch im geringeren Maße,

---

[1]) s. die Bilder bei Degrand a. a. O. S. 275 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doch noch immer zahlreich vertreten. Freiherr von Chlumecki[1]) schätzt die Zahl der Bektaschis, in denen er übrigens Anhänger der Italiener sieht, auf nicht weniger als 150 000 Seelen. Charakteristisch für sie ist, abgesehen von ihrem Geheimdienst, den wir nicht kennen, ihre Verachtung vieler Sätze des Korans, auf den sie auch nicht schwören, und ihre Hochschätzung Alis, also ihre Hinneigung zu den Schiiten. Jene zeigt sich unter anderem in der Nichtbeachtung der Speisegebote, der täglichen fünf Gebete, des Fastenmonats Ramasan und der üblichen Gebetsrichtung; diese unter anderem in der Erinnerungsfeier im Moharrem[2]).

Der Einfluß dieser Bektaschis mag in Gemeinschaft mit dem zahlreichen Renegatentum jene religiöse Lauheit hervorgerufen haben, die dem Reisenden in Albanien auffällt. So wenig tief aber der Glaube im Volke haftet, um so tiefer wurzelt der Aberglaube, dessen verschiedene Ausstrahlungen uns von Hahn bereits mitgeteilt hat. Neuerdings haben der österreichische Konsul Pisko und dessen französischer Kollege Degrand das von dem Altmeister albanischer Forschung aufgehäufte Material noch vermehrt. Doch erlaubt es der Raum nicht, deren Arbeiten hier auszuschöpfen[3]).

Sind aber auch die Christen wie die Moslems nur laue Anhänger ihres Glaubens, so stehen sie sich doch merkwürdigerweise durchaus feindlich gegenüber, wie denn nach Degrand der Katholik es nach Möglichkeit vermeidet, bei einem Moslem zu kaufen. Nur wenn es sich darum handelt, irgend welche Neuerung fernzuhalten, gegen diese aufzutreten, dann ist das albanische Volk, Christ wie Moslem, einig und stets bereit, gemeinsam vorzugehen.

Verwaltung[4]).

In der Verwaltung des Landes müssen wir scharf unterscheiden zwischen dem Hochlandsgebiet des Nordens und dem übrigen Albanien. Auch hier zeigt sich wie überall in diesem Lande in hohem Maße der Hang der Bevölkerung zur Selbstüberschätzung, zum Aufstand, zu Unruhen jeglicher Art. Selbst die Skutariner „machen", wie Ippen[5]) erzählt, „sehr viel in Politik" und sind jederzeit geneigt, die Elle und Wage beiseite zu legen und dafür Gewehr und Revolver hervorzuholen. Diese rerum novarum cupiditas war wohl auch der Hauptgrund, weshalb die Mächte in der nunmehr entschlafenen sogenannten makedonischen Reformaktion von vornherein darauf verzichteten, ihre Beglückungsversuche auch auf die von Albaniern zahlreich bewohnten Bezirke auszudehnen[6]). Werden also auch alle albanischen Landschaften mit besonderer Vorsicht stets angefaßt, so unterliegen sie doch, abgesehen von

---

[1]) Leopold Freiherr v. Chlumecki: Österreich-Ungarn und Italien. 2. Auflage. 1907. Leipzig und Wien, Deuticke. S. 171.

[2]) Vgl. im übrigen auch Georg Jacob: Beiträge zur Kenntnis des Derwisch-Ordens der Bektaschis. Türkische Bibliothek, Band 9, 1908. Berlin, Mayer & Müller und derselbe: Die Bektaschijje in ihrem Verhältnis zu verwandten Erscheinungen. Abh. der Bayer. Akad. d. Wiss. I. Kl. XXIV. Bd. III. Abt. 1909. München sowie Cl. Huart: Les Derviches Bektachis. Revue du Monde Musulman. IX. 1909. Paris, Leroux.

[3]) Degrand a. a. O. S. 287 ff. und Pisko: Nord-Albanesische Legenden. Verh. d. Berl. Ges. für Anthropologie usw. 1894.

[4]) Vgl. im allgemeinen George Young: Corps de droit Ottoman. Band 2, 1905. Oxford, Clarendon Press. Ferner: Le Comte F. van den Steen de Jehay: De la Situation légale des Sujets Ottomans Non-Musulmans. 1906, Bruxelles, Schepens & Co. und A. Heidborn: Manuel de droit public et administratif de l'empire Ottoman. Lieferung 1. 1908. Wien, Stern.

[5]) Ippen: Skutari. S. 32.

[6]) Heidborn: Manuel usw. S. 16, Anm. 35.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jenem Gebirgslande des Nordens, immerhin einer regulären Verwaltung. Wie die übrigen Gebiete des Osmanenreiches zerfallen sie in Wilajets, in Provinzen, an deren Spitze der Wali, der Generalgouverneur, steht. Ebenso gliedern sich die Provinzen auch hier wieder in Sandschaks, Regierungsbezirke, deren höchster Beamter der Mutessarif ist, und die Sandschaks wieder in Kasas, in Kreise, unter einem Kaimakam, dessen Würde etwa der unseres Landrats entspricht.

Sehen wir ab von den zum Wilajet Kossovo bzw. Monastir gehörigen Sandschaks von Ipek, Prisren, Dibra, Elbassan und Göridscha, so handelt es sich also um die beiden Provinzen Schkodra und Jania.

Die Provinz Schkodra umfaßt die beiden Sandschaks Schkodra und Dratsch (Durazzo). Die Grenzen zwischen ihnen bildet etwa der Lauf des Ismi. Die Größe dieses Wilajets beträgt 10800 qkm mit 200000 Einwohnern[1]), so daß etwa 18 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen. Größer ist die südliche Provinz. Sie erstreckt sich über 17 900 qkm und weist eine Bevölkerungszahl von 52 000 Einwohnern auf, so daß hier auf den Quadratkilometer 29 Einwohner entfielen. Entsprechend seinem größeren Umfange zerfällt es in vier Sandschaks. Es sind — von Norden nach Süden gerechnet — die Bezirke Berat, Ergeri (Argyrokastro), Jania und Prevesa.

Dem regulär verwalteten Gebiet gegenüber stehen die größtenteils katholischen Stämme des nordalbanischen Gebirgslandes. Sie sitzen teils in den Nordalbanischen Alpen, teils in dem zwischen Mat und Drin gelegenen „Dringebirge". Im Bereiche der Nordalbanischen Alpen handelt es sich um die dem Tzemtale angehörigen Stämme der Klementi, Hoti und Gruda. Weiter gehören hierher aus dem Proni-Sadtal die Schkreli und ganz in ihrer Nähe, ebenfalls am Veletschik die Kastrati. An sie reihen sich im Kirital die Pulati, im Leschnitziatal die Schala und Schoschi und weiter flußabwärts die Temali, Schlaku und Toplana. Im Osten von ihnen sitzen die Toofeinde der Schala und Schoschi, die Nikaj und Merturi; sie fallen übrigens schon in den Bezirk von Djakowa, also in die Provinz Kossowo, hinein. Das gleiche gilt von den Krassnitsch im Valbonatale. Zu diesen gesellen sich eine Reihe weiterer Stämme aus dem „Dringebirge". Ganz im Westen, am linken Drinufer, sind es die Stämme des sogenannten Dukadschingebirges, etwa 16 300 Seelen: die Dukadschin, Kabaschi, Thatschi und Malissi. Eine Strecke weiter südlich beginnt in dem Bereiche der beiden Fanditäler und deren Zuflüsse die berühmte Landschaft Mirdita[2]), an deren Bewohner man immer zunächst denkt, wenn man irgendwo auf die unabhängigen Stämme Albaniens zu sprechen kommt, wie denn wohl selbst auf dem Berliner Kongresse in der Sitzung vom 5. Juli 1878 der französische Vertreter, der Graf von Saint-Vallier, der Ansicht gewesen zu sein scheint, daß es überhaupt nur einen autonomen Stamm in den Bergen gebe — die Mirditen. Im übrigen zerfällt Mirdita mit ihren 16 000 Seelen wiederum in fünf Stämme: Oroschi, Spatschi, Fandi, Kuschneni, Dibri. Ganz im Westen, zwischen dem unteren Fandital und dem rechten Ufer des Mat, in der Nähe der Stadt Lesch und angeblich bereits deren Kaimakam unterstehend, gehören hierher die Stämme der sogenannten Malsija Leschs, wie die Bulgari und Velja. Zum Schluß seien die am linken Ufer des unteren Fandi sitzenden Einwohner des Gebietes von Kthela

---

[1]) Diese Zahlen nach der jüngsten, unter dem Ministerium Noradunghian erschienenen Veröffentlichung: Empire Ottoman. Programme du ministère des travaux publics. 1909. Constantinople. Loeffler.

[2]) Über die verschiedenen Deutungen dieses Namens s. Ippen: Die Gebirge. S. 42 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und die etwa 25 000 Mann der Landschaft Mat am Oberlauf des gleichnamigen Flusses genannt, sowie weiter westwärts, schon dem schwarzen Drin nahe, die Bewohner der Landschaft Lurja.

Die Autonomie dieser Stämme zeigt sich zunächst negativ, insofern als die in Betracht kommenden Landschaften keine Steuern zahlen und auch keine Rekruten stellen. Auch die reguläre Justizverwaltung ist hier außer Kraft gesetzt. Ebenso ist das Tabakmonopol hier sistiert[1]); der Tabak wird hier frei verkauft. Das gleiche gilt von dem sonst in der Türkei meist steng durchgeführten Verbot des Waffentragens; der Albanier trägt zwar mitunter kein Hemd, aber das Gewehr und der Patronengürtel fehlen ihm nie.

Jeder dieser Stämme verwaltet sich selbst, bildet eine kleine Republik für sich. An der Spitze steht der Bayraktar. Seine Würde ist erblich. Stirbt er, so folgt ihm der älteste Sohn; ist dieser noch nicht mündig, so übernimmt der nächste Anverwandte die Verweserschaft, bis der Knabe herangewachsen ist.

Seinem Namen „Bayraktar", „Bannerträger", Ehre zu machen, wird er heute kaum in die Lage kommen; es sei denn, daß die osmanische Regierung diese Stämme wieder einmal aufforderte, als Freiwillige an einem Kriege teilzunehmen. Die Hauptaufgabe eines Bayraktars ist also heute friedlicher Natur. Sie besteht in der Leitung der inneren Angelegenheiten des Stammes. Maßgebend ist dabei für jenen das Gewohnheitsrecht. Vor allem liegt es ihm ob, die Volksversammlung, den Kuven, zusammenzuberufen, über dessen Hauptaufgaben bereits von Hahn[2]) alles Nötige vermerkt hat.

Außer durch die Volksversammlung ist der Bayraktar in seiner Tätigkeit auch durch den Rat der Alten beschränkt, die Pletschenija. Hahn erwähnt sie bereits. Auf Grund der wenigen Beobachtungen, die aus neuester Zeit über sie vorliegen, muß man annehmen, daß in den letzten zwei Jahrzehnten mit diesem Rate der Alten große Veränderungen vor sich gegangen sind, durch das Eindringen der Djelmenija (d. i. Jugend), einer Oppositionspartei, die sich zuerst bei den Schala gegen den dort allzumächtigen Bayraktar bildete. Ihr Erfolg, die Aufnahme der zur Opposition gehörigen Familien in die Pletschenija, führte dann wohl bei den anderen Stämmen zu ähnlichen Bewegungen. Es scheint danach, daß man seit dieser Zeit zwischen einem alten und einem jungen Adel der Hochlandsstämme unterscheiden müsse. Der alte rekrutiert sich aus den einstigen Angehörigen des Rates der Alten, der junge aus den zur Djelmenija gehörigen Familien. Dieser niedere Adel wieder hat einen besonderen Vorstand, der es an Einfluß durchaus mit dem Bayraktar aufnimmt.

Gewissermaßen ein kleines Gegenstück zur Existenz eines Adels ist das Bestehen eines Hörigkeitsverhältnisses im unteren Kirital. Es handelt sich um die dortigen Dörfer Mngula und Pogu. Deren Einwohner sind Vasallen der im benachbarten Leschnitziatale hausenden Schala und Schoschi und sind als solche verpflichtet, jederzeit die Angehörigen dieser Stämme in ihren Häusern aufzunehmen und zu verpflegen. Dafür erhalten sie im Falle der Not den Schutz jener beiden mächtigen Stämme. Nach Ippen hat man in diesen Hörigen den Rest einer Urbevölkerung jener Gegend zu suchen[3]).

Was sonst noch die Organisation dieser Stämme anlangt, so zerfallen sie im allgemeinen

---

[1]) Degrand: S. 302 und Patsch: Das Sandschak. S. 81.
[2]) von Hahn: Studien. S. 175.
[3]) Ippen: Die Gebirge. S. 22.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Bruderschaften, in Vlaznija. Die Stämme pflegen nämlich ihren Stammbaum auf mehrere Brüder zurückzuführen. So sind die Stammväter der Nikaj drei Brüder Kol Biba, Lek Biba und Tzur Biba; sie zerfallen dementsprechend in die drei Bruderschaften Kolbibaj, Lekbibaj und Tzuraj. Die Vlaznija teilt sich wiederum in Schpija, einen Begriff, der eigentlich „Haus" bedeutet, aber seinem Inhalte nach dem eines kleinen Dorfes entspricht. Die Vorsteher solcher Gruppen von Familien sind die Kren, die in ihrem Bezirke auch Versammlungen über die Angelegenheiten ihres Bereiches abhalten können und überhaupt in hohem Ansehen stehen, auch Mitglieder des Rates der Alten sind.

Natürlich hat sich die osmanische Regierung von jeher bemüht, in die Autonomie dieser Stämme Bresche zu legen. So hat sie gelegentlich einen der erblichen Führer abgesetzt. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht ihr Vorgehen gegen die Mirditen, deren jugendlicher Chef Prenk Bib Doda 1880 nach Konstantinopel geschafft ward. Ähnlich ist es den Stämmen des Dukadschingebietes gegangen, deren Führer Mustafa Aga 1902 seiner Würde für verlustig erklärt ward. Ebenso hat die Pforte die Stämme des Selita-, Bischkasch- und Kthela-Gebietes in die reguläre Verwaltung hineinzuziehen gesucht, indem sie aus ihnen eine Unterabteilung des Kasa von Kroja machte. Aber der Vorsteher dieses Bezirkes wagt es gar nicht, unter seinen Eingesessenen zu residieren, sondern hält sich in der Küstenebene auf. Mitunter hilft sich auch die Regierung so, daß sie den geborenen Chef der Bevölkerung zum Kaimakam ernennt. Das ist z. B. in der Landschaft Matja geschehen, wo diese Würde Dschemal Pascha bekleidet, der erbliche Führer der Landschaft. Dieser Titel ist aber auch das einzige, was hier an die Provinzorganisation erinnert; im übrigen ist an den altertümlichen Zuständen dieser Landschaft nichts geändert; sie sind so, wie sie vor Jahrhunderten gewesen waren. Die Stämme dulden überhaupt osmanische Beamte nur unter der stillen Voraussetzung, daß sie in keiner Weise in ihre alten Gebräuche eingreifen. Im anderen Falle pflegen sie gegen die Regierung vorzugehen. So ist es bei den zu den Mirditen gehörigen Spatsch in solchen Fällen ein beliebtes Mittel, die durch ihr Gebiet führende wichtige Straße Prisren—Skutari zu sperren, bis die Regierung sich ihren Wünschen fügt[1]).

Die regulären Beziehungen zwischen den Stämmen und der Regierung werden durch die sogenannten Bülükbaschi aufrecht erhalten, die die Befehle des Gouverneurs den Stämmen mitzuteilen pflegen. Über die Persönlichkeit dieser „Regierungskommissare" hat bereits von Hahn[2]) gehandelt. Ergänzend möchte ich nur bemerken, daß dieser Mittelsmann bei den Nikaj, Krassnitsch und Merturi nicht wie die anderen in Schkodra, sondern in Djakowa sitzt und stets ein Angehöriger der zu den Krassnitsch gehörigen Familie Tzuri ist. Hat er irgend einen Befehl der Regierung mitzuteilen, so beruft er entweder die Chefs der drei Stämme nach Djakowa oder er geht selbst zu ihnen ins Gebirge. Es ist also nicht richtig, wenn Baron Nopcsa schreibt: „Die Nikaj und Merturi sind die einzigen Stämme, die keine Bülükbaschi haben".

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch im Süden Albaniens ein unabhängiges Gebiet existiert, das der regulären Verwaltung nicht untersteht, dessen ganze Zugehörigkeit zum Osmanenreiche sich in der Zahlung eines Tributes von 50 000 Piaster äußert. Das ist die Landschaft Chimara, ein Landstreifen, der sich vom Golfe von Valona bis in die Nähe von

---

[1]) Ippen: Die Gebirge. S. 52.
[2]) von Hahn: Studien. S. 174.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Santi Quaranta hinzieht. Seine sieben Dörfer bergen etwa 7000 Seelen. Die einst waffenberühmte Bevölkerung rechnet sich zum griechisch-orthodoxen Bekenntnis. Nach den letzten Nachrichten [1]) scheinen die Tage ihrer Selbständigkeit gezählt zu sein [2]).

---

[1]) Vgl. das Wolffsche Saloniker-Telegramm in der „Kölnischen Zeitung" Nr. 254 vom 8. 3. 1910.

[2]) Um den mir zur Verfügung gestellten Raum nicht allzusehr zu überschreiten, muß ich hier abbrechen und darauf verzichten, die drei letzten Abschnitte, den kulturgeographischen, den archäologischen und den historischen an dieser Stelle zum Abdruck zu bringen. Zum Schluß sei mir die Bemerkung gestattet, daß ich erst Ende des Sommersemesters 1909 die Aufforderung erhielt, das fällige Programm abzufassen. Da dieses bereits Anfang 1910 vorliegen sollte, standen mir von vornherein für die Arbeit nur wenige Wochen zur Verfügung. Ein etwaiger Leser dieser Zeilen möge dies freundlich berücksichtigen und entschuldigen, wenn einiges aus der Literatur hier nicht herangezogen wurde, wie etwa das janiotische und das Skutariner Provinzial-Ssalname, die nicht mehr rechtzeitig beschafft werden konnten.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Santi Quaranta hinzieht. Seine sieben Dörfer bergen etwa 7000 Seelen. Die einst waffenberühmte Bevölkerung r[illegible] Bekenntnis. Nach den letzten Nachrichten [1]) scheinen [illegible] zu sein [2]).

---

[1]) Vgl. das Wolffsch[illegible]itung" Nr. 254 vom 8. 3. 1910.

[2]) Um den mir zur [illegible]zu überschreiten, muß ich hier abbrechen und darauf verzichte[illegible]raphischen, den archäologischen und den historischen an dieser S[illegible]ei mir die Bemerkung gestattet, daß ich erst Ende des Sommers [illegible] fällige Programm abzufassen. Da dieses bereits Anfang 1910 [illegible] für die Arbeit nur wenige Wochen zur Verfügung. Ein etwaig[illegible] berücksichtigen und entschuldigen, wenn einiges aus der Litera[illegible] das janiotische und das Skutariner Provinzial-Ssalname, die nic[illegible]



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf